

Die aufgehende
Sonne hat mehr
Anbeter als die
untergehende.

EREIGNISSE

Schachunterricht für die Dorfkinder

In den Dörfern der Altairegion sollen auf Mittel des Präsidentengrands Bedingungen für einen kostenlosen Schachunterricht geschaffen werden, meldet der Pressedienst der Regionalregierung. Die Schachföderation des Altai ging vor kurzem in die Liste der Sieger im Wettbewerb der Präsidentengrands ein. Etwa zweieinhalb Millionen Rubel aus dem föderalen Haushalt werden für die Umsetzung des Projekts „Dorflicher Kinderschachklub“ bereitgestellt. Wie der Präsident der Schachföderation, Artjom Polomoschnow, erklärte, ist diese Initiative auf den kostenlosen Schachunterricht auf dem Lande abgezielt. In den Rayons Bystryj Istok, Bajewo, Blagoweschtschenka, Woltschicha, Romanowo, Sowetskoje und Tscharysch sollen Schachklubs eröffnet werden, die die Dorfkinder kostenlos besuchen können. Dafür muss eine materielle (Gebäuden, Tische, Ausrüstung) sowie eine organisatorische Infrastruktur gebildet werden. In der Letzteren muss man Pädagogen vorbereiten, was gerade auf Mitteln des Zuschusses erfüllt wird, berichtet man in der Schachföderation der Altairegion. Eine der wichtigsten Aufgaben der ersten Etappe ist die Popularisierung des Schachspiels unter den Eltern und Pädagogen. Dazu wird in die Eltern-Chats und sozialen Gruppen ein Vorbereitungszyklus mit Videos über Schachbildung und die Faszination für dieses Spiel der Führer der öffentlichen Meinung vorgeführt. Die Mitglieder der regionalen Schachföderation werden sich an den Elternversammlungen sowie methodischen Vereinen der Pädagogen beteiligen, wo sie über die positiven Auswirkungen des Schachspiels auf die geistige Entwicklung von Kindern im Schulalter sowie auf die Persönlichkeit des Kindes berichten werden. Um die Beziehungen mit den lokalen Behörden zu festigen, werden außerdem sieben Vereinbarungen über die Interaktion und weitere Verpflichtungen abgeschlossen. Eine unabdingbare Voraussetzung des Projekts ist die Ausbildung von Fachkräften im Bereich des Schachunterrichts für Kinder. Dafür wird ein Internet-Portal für die kontinuierliche Kommunikation mit den Kuratoren und Methodikern des Projekts dienen.

Die Besten unter den Schafzüchtern

Vor kurzem wurde in Burjatien das Fazit der Sibirisch-Fernöstlichen überregionalen Ausstellung der Stammschafe und Ziegen gezogen. Unter anderen wurde auch die Wirtschaft „Majak“ aus dem Rayon Rodino, Altairegion, Sieger, meldet der Pressedienst der Regionalregierung. Das Unternehmen exponierte Schafe der Kulundaer Feinwollrasse. Nach Meinung der Expertenkommission haben diese Tiere gute Rasseneigenschaften, und sie wurden in verschiedenen Nominierungen mit vier Goldmedaillen ausgezeichnet. Nach der Berechnung der Gesamtpunkte hat die Wirtschaft „Majak“ den zweiten Platz unter den Schafzuchtbetrieben erworben.

Maria ALEXENKO

Swetlana DEMKINA (Text und Fotos)

KULTUR

Einer ist gut, aber gemeinsam - besser!



Das Staatliche Gesang- und Tanzjugendensemble „Altai“ während der feierlichen Eröffnung der Delphi 2021 in Slawgorod.

„Gemeinsam ist besser!“, damit sind die jungen Künstler, die Mitte Juni nach Slawgorod kamen, völlig einverstanden. Das ist das Motto der Kleinen Delphischen Spiele, die traditionell im Sommer in verschiedenen Rayons des Altai durchgeführt werden. Die Delphi - auch so nennt man diesen kreativen Wettstreit kurz - ist einer der größten in der Region kreativen Jugendwettkämpfe in verschiedenen Bereichen der Kunst und gilt auch als ein Forum der Künste, der die jungen Talente vereint. Die XX. Jubiläumsspiele erfolgten in diesem Jahr in Slawgorod. Sie fanden vom 11. bis zum 13. Juni statt und versammelten mehr als 40 Delegationen aus verschiedenen Rayons der Altairegion.



Im Stadtpark wurde das Zeichen der Delphischen Spiele errichtet.



Darja Pronina, Rayon Talmenka.

GROSSANGELEGT, FEIERLICH, KREATIV

Seit der Zeit der Durchführung der Delphi im Altai sind schon verschiedene Traditionen und Rituale entstanden, darunter die feierliche Eröffnung mit der Parade der Delegationen, das feierliche Übergeben der Delphi-Fahne und des Entzündens des Delphischen Feuers. Das prächtige Eröffnungsfest fand auf dem Stadtplatz statt. Schon lange erlebten die Einwohner der Stadt nicht mehr ein so groß angelegtes und leuchtendes Ereignis. Hier gab es alles, was für Delphi typisch ist und anderes mehr.

Im festlichen Aufzug zogen alle Delegationen durch den Platz, die Fahne der Spiele wurde feierlich gehoben und die Stafette des delphischen Feuers von der Mannschaft des Rayons Talmenka, wo die vorhergehenden Spiele stattfanden, an Slawgorod übergeben. Das Feuer übernahm und entzündete Ilja Sasonow, der Gewinner vieler regionaler und allrussischer Gesangswettbewerbe. Dann wurden

die Anwesenden von Ehrengästen begrüßt. Darunter waren Vertreter der Regierung der Altairegion, Deputierten der Staatsduma wie der Regionalen Gesetzgebenden Versammlung der Altairegion und die Gastgeber der Delphi 2021 im Gesicht der Stadtleiterin Ludmila Podgora. So darüber die Letztere: „Wir bereiteten uns zu diesem sehr wichtigen Ereignis zwei Jahre vor. Im vergangenen Jahr war es aufgrund restriktiver Maßnahmen wegen der Pandemie nicht möglich, diese Veranstaltung durchzuführen. Wir freuen uns sehr, dass es in diesem Jahr endlich klappt. Es ist uns eine Ehre und eine große Verantwortung, die XX. Delphischen Jubiläumsspiele aufzunehmen.“

Nachfolgend führten die schöpferischen Kollektive der Stadt Slawgorod Lieder und Tänze für die Gäste und Zuschauer vor. Weiter erklärte die Kulturministerin der Altairegion, Jelena Besrukowa, dass die XX. Kleinen Delphischen Spiele eröffnet sind!

Später platzierte sich die festliche Veranstaltung im Stadtpark. Hier wurde das Zeichen der Delphischen Spiele eröffnet, das kurz vor dem kreativen Wettstreit errichtet wurde. Anschließend fanden das Konzertprogramm des Staatlichen Gesang- und Tanzjugendensembles „Altai“ und eine feierliche Diskothek statt.

WETTBEWERB UND ANDERES MEHR

Etwa 600 begabte Artisten standen während der XX. Delphischen Spielen in Slawgorod in mehreren Alterskategorien und in verschiedenen Nominierungen im Wettbewerb. So stellten die jungen Talente im Kunstlesen (Solo- und kollektive Vorführung), Theater in der instrumentalen Darstellung, im akademischen, Pop- und Volkslied (Solo und Kollektive) sowie im stilistischen Volkstanz, im Bühnentanz, in der modernen Choreographie wie im Volkstanz ihre Kräfte auf Probe. Die Jury, in deren Bestand fachkun-

dige Pädagoge im Bereich Kultur und Kunst des Altai waren, bewertete die Wettbewerbsteilnehmer in allen Nominierungen. Die schöpferischen Wettkämpfe wurden auf mehreren Plattformen, und zwar im städtischen Kulturhaus, in der hiesigen Kinderkulturschule, im Zentrum für Kinder- und Jugendkreativität und im Kulturhaus des Dorfes Slawgorodskoje durchgeführt.

Aber die Delphischen Spiele sahen nicht nur Proben, aufregende Wartezeit auf den Auftritt und langwierige Wettkampfprogramme vor. Die Teilnehmer konnten sich auch an Meisterklassen von erfahrenen Kultur- und Kunstschaffenden, an Exkursionen und Besuchen verschiedener sportlicher und kultureller Objekte beteiligen. Außerdem traten die Delphi-Teilnehmer in Konzertprogrammen anlässlich des Tages Russlands in Slawgorod, wie auch in den Nachbardörfern Pokrowka und Bursul auf.

(Schluss auf Seite 2)

Svetlana DEMKINA (Text und Fotos)

Einer ist gut, aber gemeinsam - besser!



Teilnehmerinnen des Rosa-Fieber-Tanzkollektivs aus Barnaul.



Das Volkstanzensemble „Rasdolje“ (Michajlowskoje) erwarb den ersten Platz in seiner Nominierung.

(Schluss von Seite 1)

IN DIE KULTUR INVESTIEREN

Im Rahmen der Delphischen Spiele fand die Eröffnung des virtuellen Konzerts in der Slawgoroder Kinderkunstschule statt. Das wurde dank dem nationalen Projekt „Kultur“ ermöglicht. Für die Ausstattung des Saals wurde aus dem föderalen Haushalt eine Million Rubel zugewiesen, dank dem ein motorisierter Bildschirm, ein Laserprojektor, eine akustische Anlage und ein Computer gekauft wurden. All das lässt die Menschen Online-Übertragungen der besten Konzerte wie Vorstellungen und Musik berühmter Darsteller genießen sowie virtuell in Echtzeit an größten kulturellen Veranstaltungen teilnehmen. Nach Tradition wurde das rote Band von der Kulturministerin Jelena Besrukowa und der Leiterin der Stadt Ludmila Podgora durchgeschnitten.

Der Kultur schenkt man in Slawgorod große Aufmerksamkeit. Den Worten von Ludmila Podgora nach werden seit 2017 in Slawgorod wesentliche Maßnahmen im Bereich der Kultur realisiert: „Das erste war ein Kinotheater im 3D-Format im Kulturhaus und seine Renovierung. Zurzeit ist es eine modern ausgerüstete Kultureinrichtung, wo sich sowohl Artisten als auch Zuschauer wohl fühlen. Unser Museum wird stets erneuert und bald verändert das Slawgoroder Bibliothekssystem sein Format. Im Herbst wird es auf neue Weise arbeiten. Und mit diesem virtuellen Konzertsaal entstand in Slawgorod noch ein kulturelles Objekt im modernen Format. Insgesamt wurden in den letzten Jahren durch Beteiligung an verschiedenen regionalen und föderalen Projekten und Programmen über 30 Millionen Rubel in die Kultureinrichtungen investiert.“

Auch die Delphi 2021 führten zur Investition. Slawgorod wurde das erste Territorium, das die Kleinen Delphischen Spiele nach neuen Bedingungen empfängt. Die Wahl des Ortes für Delphi wurde diesmal auf Wettbewerbsbasis verwirklicht. Die Stadt Slawgorod stand unter mehreren kommunalen Bildungen der Region im Wettbewerb und gewann. Als Auszeichnung wurde eine Million Rubel zur Verbesserung des materiell-technischen Zustandes der Kultureinrichtungen aus dem regionalen Haushalt zugewiesen.



Delegationen aus mehr als 40 Rayons der Altairegion versammelten sich zum schöpferischen Wettstreit in verschiedenen Kunstarten.

DELPHI ENTDECKEN NEUE TALENTE

„Die Spezifik der schöpferischen Tätigkeit besteht darin, dass man sich nicht nur stets in Kunst probieren, sondern auch an Wettbewerben teilnehmen kann, um sich weiter zu entwickeln“, so Jelena Besrukowa, die Kulturministerin. „Die Delphischen Spiele geben den Jugendlichen in diesem Sinn nicht nur eine gute Möglichkeit, ihr eigenes Potenzial und das Niveau der Meisterschaft einzuschätzen, sondern auch eine Bewertung von echten Meistern der kompetenten Jury zu bekommen wie auch sich mit anderen zu vergleichen. Delphi könnte man auch als eine schöpferische Olympiade bezeichnen. Hier werden neue Talente entdeckt.“ Das Diplom des Laureaten der Delphischen Spiele ist eine prestigeträchtige Auszeichnung, die alle Delphi-Teilnehmer erwerben möchten.

Das bestätigen auch die Vertreter der Delegationen. Einige ehemalige Teilnehmer der Delphischen Spiele kamen zum XX. kreativen Wettkampf als Leiter eigener Kollektive oder der Delegationen ihres Rayons, wie beispielsweise Walentina Lukjantschenko aus Nowoaltaisk. Zurzeit ist sie als Vorsitzende des Kulturkomitees tätig. Sie selbst war dreimal Siegerin in den Del-

phischen Spielen in der Nominierung Volksgesang (Solisten). Das letzte Mal war sie unter den Beteiligten im Jahr 2011. Nach zehn Jahren war sie wieder da, aber diesmal stand sie einer der größten Delegationen (56 Menschen) an der Spitze. „Nowoaltaisk beteiligte sich an allen Spielen. Oft standen wir mit der Zahl von Gewinnern auf führenden Positionen“, berichtet sie.

Die Delphischen Spiele gelten bei den Nowoaltaiern als Hauptwettbewerb für junge Künstler. Hier kann man, laut Walentina Lukjantschenko, sich vorstellen und die anderen Kollektiven und Solisten beobachten. Diese Erfahrung trägt zur Entwicklung bei. Damit ist auch ein anderes Mitglied dieser Delegation, Andrej Kadulin, einverstanden. „Ich beteiligte mich auch mehrmals zu verschiedenen Zeiten an den Delphischen Spielen, war sogar Bronzemedailienträger“, meinte er. Aber ein Delphi-Spieler durfte früher nicht älter als 25 Jahre sein. So verlor Andrej Kadulin für drei Jahre die Möglichkeit, in Delphi zu gewinnen. Für die diesjährigen Spiele wurde das Alter bis auf 30 Jahren gehoben. Diese Chance wollte der 28-jährige Andrej Kadulin nicht versäumen. „Ich habe keine Angst vor Konkurrenten. Delphi versammeln

starke Artisten und Kollektiven“, sagt Andrej. „Uns ist es viel angenehmer, unter den Besten zu gewinnen. Aber natürlich ist alles hier sehr aufregend, insbesondere die Wartezeit.“

Die Namen der Sieger aller Nominierungen werden traditionell bis zum Abschlussfest verheimlicht. Die diesjährigen Delphi waren auch keine Ausnahme. In jeder Nominierung wurden traditionell drei Gewinner bestimmt, die mit Gold-, Silber- und Bronzemedailles und Pokalen ausgezeichnet wurden. Außerdem wurden auch Sonderdiplome in allen Nominierungen ausgehändigt. Die Gewinner und Preisträger bekamen auch Geschenke und die Gewinner der Goldmedaillen - Geldprämien.

So wartete Andrej Kadulin mit Ungeduld auf die Abschlusszeremonie. Als er hörte, dass er als der Beste in seiner Nominierung Popgesang anerkannt wurde, konnte er seine Gefühle nicht zurückhalten. Auf der Bühne, wo er seine Goldmedaille bekam, hob er den Pokal des ersten Platzes hoch und alle Zuschauer schenken ihm stürmischen Beifall. „Und wie fühlen Sie sich jetzt?“, fragte ich Andrej nachfolgend. „Es ist schwer meine Emotionen zu beschreiben“, antwortete er. „In meinen Gedanken ist nun noch fester ver-

ankert: Es gibt nichts, was ein Mensch nicht erreichen könnte. Man muss nur beharrlich seinem Traum entgegenstreben und sich viel Mühe geben. Dann werden alle Träume wahr!“

Zur Kenntnis: Die Delphischen Spiele (auch die Pythischen Spiele oder Pythien) fanden in der Stadt Delphi, ursprünglich Pytho, im antiken Griechenland statt. Das waren Wettkämpfe in verschiedenen Bereichen der Kunst. Ursprünglich bestanden die Spiele nur aus einem Wettkampf, dem Gesang zur Kithara. Später kamen weitere musische und gymnastische Wettkämpfe sowie Wagen- und Reiterrennen hinzu.

In Russland fanden die Delphischen Spiele erstmals 1999 statt. Die Altairegion schloss sich diesem schöpferischen Wettbewerb 2001 an. Seit 2005 werden die Delphi unter Schirmdach der Nationalen Delphischen Rates Russlands durchgeführt.

Die Kleinen Delphischen Spiele im Altai werden unter Mithilfe der Regierung der Altairegion und des regionalen Ministeriums für Kultur ermöglicht. Als Hauptorganisator tritt das Altaier Staatliche Haus der Volkskreativität, in diesem Jahr in Kooperation mit der Administration der Stadt Slawgorod, auf.

Die Assoziation der gesellschaftlichen Vereinigungen „Internationaler Verband der deutschen Kultur“ (IVDK) wurde am 28. Juni 1991 gegründet. Von Anfang an bis heute leitet sie der Vorsitzende Heinrich Martens. In diesem Monat begeht die älteste gesellschaftliche Organisation der Russlanddeutschen ihr 30-jähriges Jubiläum. Dabei könnte man diese Organisation zurecht zu den größten gesellschaftlichen Vereinigungen anerkennen, die vielfältige Tätigkeit in verschiedenen Bereichen realisiert:

- Vereinigt über 450 Zentren der deutschen Kultur, gesellschaftliche Einrichtungen und Anstalten der ethnischen Deutschen in Russland;
- Stellt (nebst der Föderalen Nationalen Kulturautonomie der Russlanddeutschen) eine föderale Struktur der Selbstorganisation ethnischer Deutschen dar, die mehr als 500 Verbände unterschiedlichster Form vereint;
- Initiiert und organisiert bedeutende Projekte, ausgerichtet auf den Wiederaufbau des ethnokulturellen Potenzials der Russlanddeutschen: Foren, wissenschaftlich-praktische und sprachliche Konferenzen, Festivals der deutschen Kultur, Jugend- und Kindersprachlager, Konzerte, Ausstellungen, Seminare und anderes mehr;
- Entwickelt und führt als Haupttätigkeitsrichtungen Sprach-, Informations-, Jugend- und Sozialarbeit durch, fördert die Elite der Russlanddeutschen, wissenschaftlich-historische Studien, ethnokulturelle Arbeit der gesellschaftlichen Organisationen der Russlanddeutschen in den Regionen und internationale Partnerschaften;

- Seit 1992 gehört der IVDK zum Bestand der Deutsch-Russischen Regierungskommission für die Angelegenheiten der Russlanddeutschen;
- Ist Teilnehmer des deutsch-russischen Forums „Petersburger Dialog“, ordentliches Mitglied der Föderalistischen Union Europäischer Volksgruppen (FUEV) und der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Minderheiten (AGDM);
- Setzt jährlich über 500 föderale, regionale und örtliche Projekte um. Darunter sind die sozial-bedeutsamen der Internationale Wettbewerb „Freunde der deutschen Sprache“, der Gesamtrussische Wettbewerb „Die besten deutschen Namen Russlands“, die Gesamtrussische Aktion „Totales Diktat“, der Michael-Werner-Festivalwettbewerb junger Talente und das kulturaufklärerische Projekt „Großer Katharinenball“.

Nach de.ivdk.ru

Wir gratulieren!

Die „Zeitung für Dich“ ist mit dem Internationalen Verband der deutschen Kultur durch vieljährige Zusammenarbeit verbunden. Auch heute wird die „ZfD“-Redaktion vonseiten des Letzteren nach wie vor vielseitig unterstützt. Die „ZfD“-Redaktionsleute gratulieren den LeiterInnen und allen MitarbeiterInnen dieses Verbandes herzlich zum 30. Geburtstag ihrer Organisation und wünschen ihnen alles Beste im persönlichen und beruflichen Bereich.

Mit herzlichen Glückwünschen wenden wir uns auch an die Mitarbeiterinnen der IVDK-Büros im Altai, mit denen die „ZfD“-Redaktion am häufigsten zusammenwirkt.

Sonderausgabe Nr. 10

Das Projekt wird unter Mithilfe des Internationalen Verbands der deutschen Kultur im Rahmen des Förderprogramms zugunsten der Russlanddeutschen ermöglicht.

Swetlana DEMKINA

RUSSLANDDEUTSCHE

Gesellschaftliche Treffen in Barnaul



Teilnehmer der gesellschaftlichen Treffen Antonina Sujewa und Georgij Klassen.

Workshops, Gruppenarbeit, Diskussionen, Sitzungen, Meisterklassen und Quiz - all das und anderes mehr erwartete die Teilnehmer der gesellschaftlichen Treffen der Deutschen des Altai, die Anfang Juni in Barnaul stattfanden. Die Veranstaltung vereinigte Vertreter der russlanddeutschen Anstalten der Altairegion und wurde vom Zentrum für kulturelle und wirtschaftliche Zusammenarbeit „Deutsche des Altai“ organisiert. Auch der Leiterrat der deutschen Kulturzentren und die Jugendorganisation „UNITE“ halfen bei der Vorbereitung des Projekts. Es wurde mit Hilfe des Internationalen Verbands der deutschen Kultur (IVDK) im Rahmen des Förderprogramms zugunsten der Russlanddeutschen ermöglicht.

An den gesellschaftlichen Treffen beteiligten sich Vertreter der Regionalen und lokalen nationalen Kulturautonomien der Deutschen des Altai, der russlanddeutschen Wirtschaftsgemeinschaft und der Jugendbewegung, Mitglieder des regionalen Sprachrates, Leiter und Lehrkräfte der deutschen Kulturzentren der Altairegion sowie Gäste aus anderen Regionen.

FEIERLICHE ERÖFFNUNG

Die Eröffnung fand im Altaier Fonds für Entwicklung des kleinen und mittleren Unternehmertums statt. Hier wurden alle Anwesenden von den Ehrengästen begrüßt. Darunter waren Jurij Proskurin, Leiter des Departements für Innenpolitik der Administration des Gouverneurs und der Regierung der Altairegion, Tatjana Schulz, stellvertretende Vorsitzende des Rates der Regionalen nationalen Kulturautonomie der Deutschen des Altai, Jurij Friz, Vorsitzender des Vorstandes des Altaier Unternehmerrates, der auch an der Spitze des Zentrumsrates für kulturelle und wirtschaftliche Zusammenarbeit „Deutsche des Altai“ steht, Leiterin dieses Zentrums Jekaterina Filippowa, Leiter der Deutschen nationalen Rayons Eduard Winter, Jelisaweta Graf, stellvertretende IVDK-Vorsitzende und Leiterin des russlanddeutschen Zentrums für kulturelle und wirtschaftliche Zusammenarbeit Omsk und andere.

Alle anderen Aktivitäten der gesellschaftlichen Treffen wurden in den Park-Hotel „Lesnyje Dali“ versetzt. Hier fand das Rundtischgespräch „Nicht nur Business“ für die Vertreter der Wirtschaftsgemeinschaft der Russlanddeutschen statt, wo die Beteiligten ihre Erfahrungen im Bereich des sozial-

wichtigen Unternehmertums der Russlanddeutschen vorstellten. Außerdem sahen sie sich Filme aus dem Zyklus „Deutsche des Altai“ an und unterhielten sich mit einigen der Filmhelden Otto Groß und Viktor Daft. Als Moderator dieses „Runden Tisches“ trat der Leiter des Rundfunkdienstes der Staatlichen Teleraudiokampagne „Altai“, Journalist Alexander Ungefuk, auf. Die anderen Teilnehmer beschäftigten sich in dieser Zeit unter der Leitung von Xenia Samsonowa - Psychologin und Aktivistin der Altaier russlanddeutschen Bewegung - mit Networking und informierten über ihre besten Projektpraktiken.

Am Abend wurde von den Mitgliedern der Altaier regionalen gesellschaftlichen Jugendorganisation „UNITE“ ein Mannschaftsquiz über die Kultur und Geschichte der Russlanddeutschen veranstaltet, in dem alle Interessenten ihre Kenntnisse und Gelehrsamkeit zeigen konnten.

WORKSHOPS, SITZUNGEN, VORSTELLUNG UND ANDERES

Der zweite Tag begann mit dem Besuch des Altaier Werkes der Präzisionsprodukte. Dieser einzige in West- und Ostsibirien Betrieb produziert Düsen und Spritzrohren und bietet breites Nomenklatur der Produkte für fast alle Inlandsfahrzeug- und Traktormotoren. Betriebsleiter Viktor Hermann führte persönlich die Exkursion durch und berichtete über die Tätigkeit des Werkes.

Danach fanden die Sitzungen von verschiedenen russlanddeutschen Institutionen statt. Mitglieder des Rates der Jugendorganisation „UNITE“, des Leiterrates der deutschen Kulturzentren, des Sprachrates für Erhalt und Förderung der deutschen Sprache versammelten sich, um aktuelle Fragen und Perspektiven für ihre zukünftige Arbeit zu besprechen.

Alle Teilnehmer der gesellschaftlichen Treffen konnten nach Interessen „Soziale Netzwerke: Was? Wo? Wann?“ mit Swetlana Owtscharowa, „Die Kunst der öffentlichen Reden“ von Alexander Grin und „Mach' das Leben bunt und farbig mit Deutsch“ mit Tatjana Moskwina wählen.

Nach dem Abendessen wurde die Vorstellung „Heilige Ju“ vorgeführt. Das ist eine Autorenarbeit der Schauspielerin des Jugendtheaters des Altai, Olga Shutschkowa, die nach den Erinnerungen von Olgas Uroma - aus dem Wolgarebiet verbannte Deutsche - geschaffen wurde.

Den Tag rundeten Meisterklassen der Teilnehmer selbst ab. Hier bastelten alle Interessenten Magnete in Form einer Puppe in der Nationaltracht,



Maxim Mitin, Vertreter des IVDK.

bereiteten das Gericht der Deutschen-Mennoniten „Liepelkuke“ zu oder spielten das Brettspiel in deutscher Sprache „Ich liebe den Altai!“.

AUSWERTUNG DER ERGEBNISSE

Am letzten Tag wurden die Tätigkeit und die besonders erfolgreichen Projekte verschiedener russlanddeutschen Organisationen der Altairegion präsentiert. Unter den Berichterstatter waren Jewgenij Martens, Leader der Altaier Jugendbewegung, Irina Jablonowskaja, Vorsitzende des Leiterrates der deutschen Kulturzentren, Alexander Steinbeck, Leiter der lokalen nationalen Kulturautonomie der ethnischen Deutschen des Deutschen nationalen Rayons, und Jekaterina Filippowa, Leiterin des Zentrums für kulturelle und wirtschaftliche Zusammenarbeit „Deutsche des Altai“.

Nachfolgend wurden die Aktivisten der Selbstorganisation der Russlanddeutschen für ihren wesentlichen Beitrag zur Realisierung der Projekte, die auf den Erhalt der ethnischen Identität der Russlanddeutschen abgezielt waren, mit Dankschreiben ausgezeichnet. Antonina Sujewa, Vorsitzende des Exekutivkomitees der regionalen Autonomie der Russlanddeutschen bekam auch ein Dankschreiben von der Assoziation der national-kulturellen Vereinigungen des Altai für die Zusammenarbeit im Bereich des Erhalts und der Entwicklung der national-kulturellen Traditionen.

Leiter der IVDK-Abteilung für regionale Programme, Maxim Mitin, der an den Workshops, Sitzungen und Meisterklassen teilnahm, betonte die Wichtigkeit der ganzen Arbeit, die die russlanddeutschen Organisationen im Altai leisten. Als Fortsetzung wendete sich an die Beteiligten die Projektleiterin Anastassija Borissowa: „Wir bedanken uns herzlich bei allen für die produktive Zusammenarbeit in der Bewegung der Russlanddeutschen des Altai! Für uns ist es wichtig, die Möglichkeit zu haben, mit euch persönlich zu sprechen, eure Meinungen und Empfindungen zu erfahren und gemeinsam etwas Interessantes zu unternehmen. Wir hoffen auf weitere nicht weniger produktive Zusammenarbeit!“

Zur Kenntnis: Networking bedeutet den Aufbau und die Pflege von persönlichen und beruflichen Kontakten. Ziel ist ein soziales Netzwerk von Personen, die zueinander in Beziehung stehen und sich privat, vor allem aber beruflich unterstützen, helfen oder kooperieren.

Fotos: Archiv des Zentrums „Deutsche des Altai“

ZfD-Redaktion

Swetlana DEMKINA

Sie ist in der Familie und im Beruf glücklich

Irina Fomenko aus Slawgorod geht durch das Leben mit Traditionen und Kultur der Russlanddeutschen Hand in Hand. Das ist ein untrennbarer Teil ihres Lebens, weil sie mütterlicherseits eine Russlanddeutsche ist. In der Kindheit verbrachte Irina viel Zeit mit der Oma Agatha, die mit ihrer Enkelin nur Deutsch sprach. Zu Weihnachten kam zum Mädchen und seinem Bruder der Weihnachtsmann, zu Ostern freuten sich die Kinder auf kleine Truhen mit Ostereiern und Süßigkeiten, die nach ihrem Glauben der Osterhase schenkte. Damals ahnte Irina Fomenko aber nicht, dass sie sich mit der Sprache, Geschichte und Kultur ihrer Vorfahren auch in ihrem Beruf beschäftigen wird. Zurzeit ist sie fast 25 Jahre in der Bewegung der Russlanddeutschen und mehr als zehn im Internationalen Verband der deutschen Kultur tätig.

Die Kindheit ist für Irina Fomenko mit Oma Agatha, die ihrer kleinen Enkelin Bücher in deutscher Sprache vorlas, mit deutschen und russischen Festen und lustigen Spielen, mit leckeren russlanddeutschen Speisen während der Familienmahlzeiten, wenn sich viele Verwandten an einem Tisch versammelten, verbunden.

LEHRERBERUF WAR KINDERTRAUM

In der Schulzeit träumte Irina Fomenko vom Lehrerberuf. Auch die deutsche Umgebung, in der Irina in der Familie aufwuchs, brachte die junge Frau nach der Schule an die Slawgoroder Pädagogische Fachschule (jetzt das Slawgoroder Pädagogische College). So erinnert sich daran Irina Fomenko: „In dieser Bildungseinrichtung unterrichteten echte Meister ihrer Sache, die selbst perfekt Deutsch beherrschten wie auch die Unterrichtsmethodik den Studenten interessant und zugänglich beibringen konnten.“ Hier konnte die Studentin ihr Deutsch, das sie seit der Kindheit dank der Oma Agatha mochte, weiter vervollkommen. Im Jahre 1995 absolvierte Irina Fomenko die Pädagogische Fachschule mit dem Diplom eines Unterstufenlehrers mit dem Recht Deutsch als

Muttersprache zu unterrichten. Weiter setzte Irina Fomenko ihre Ausbildung noch an zwei Bildungseinrichtungen fort: an der Altaier Staatlichen Pädagogischen Universität im Beruf Deutschlehrer und später am Institut der positiven Technologien und Consulting in Moskau im Bereich „Positive Psychologie“. Das Letztere absolvierte sie ausgezeichnet.

START IN DEN BERUF

Ihren beruflichen Weg begann Irina Fomenko in der Mittelschule des Dorfes Prigorodnoje. Weiter arbeitete die junge Lehrerin in der Schule Nr. 13, Stadt Slawgorod, die sie selbst einst absolviert hatte. Irinas Bekanntschaft mit den russlanddeutschen Organisationen begann im Sommer 1997 im Sprachlager, wo sie Deutsch unterrichtete. Im Herbst desselben Jahres fing Irina Fomenko an, im Slawgoroder Begegnungszentrum in den Kinder- und Jugendklubs zu unterrichten. Und nach einem Monat stand die 21-jährige Irina Fomenko an der Spitze dieses Zentrums. „Es war für mich am Anfang alles andere als leicht, die Einrichtung zu leiten, in der zu dieser Zeit mehr als 15 Lehrkräfte in verschiedenen Klubs zum Erhalt und Förderung der deutschen Sprache wie Kultur und Traditionen der Russlanddeutschen beschäftigt waren“, spricht Irina Fomenko. Aber die junge Leiterin war es nicht gewöhnt, vor Schwierigkeiten schlappzumachen. „Das gewissenhafte Verhältnis zur Arbeit wurde mir von meinen Eltern beigebracht“, erklärt sie. Dieser deutsche Rationalismus und daneben das ernste Herangehen an jede Aufgabe halfen der Spezialistin in ihrer Tätigkeit. Außerdem gefiel ihr nach wie vor auch Deutsch zu unterrichten, und sie machte es mit Vergnügen neben den anderen organisatorischen Aufgaben eines Leiters. So wurde alles Deutsche, was Irina Fomenko im Blut lag, ihr Beruf, der ihr viel Spaß machte.

KADER SIND ALLES

Im Jahr 2002 wurde Irina Fomenko als Koordinatorin in die „Entwicklungsgesellschaft Halbstadt“ (später Stiftung „Altai“) engagiert. Seit 2010 ist Irina Fomenko in der Assoziation der gesellschaftlichen Vereini-



gungen „Internationaler Verband der deutschen Kultur“ derzeit als Projektmanagerin der Abteilung für regionale Programme im IVDK-Büro in Slawgorod tätig.

Als das Wichtigste schätzt Irina Fomenko bei ihrer Arbeit die Leute: „Zufällige Leute halten sich in unseren Organisationen nicht auf. Da gibt es Lehrkräfte, die mehr als 20 Jahre ihrer Sache treu bleiben. Dabei kommen stets neue Spezialisten herbei. Und das ist sehr wichtig, diese Ressource von qualifizierten Fachkräften, über die die russlanddeutsche Bewegung in unserer Region verfügt, zu würdigen.“

Ihre Hauptaufgabe sieht die IVDK-Managerin darin, den russlanddeutschen Organisationen und den zahlreichen Partnern zu helfen, ihre Projektarbeit effektiv und erfolgreich aufzubauen. Aber sie bemüht sich dabei, das Potenzial jedes Menschen zu berücksichtigen. „Die Arbeit ist für mich schon meine Lebensweise. So hatte ich das Glück, eine Sache für meine Seele zu finden, und bemühe mich die starken Seiten der Projekt-

arbeit, den Anfängern näher zu bringen“, berichtet Irina Fomenko. Und das können auch die Mitarbeiter verschiedenartiger Organisationen bestätigen, die mit Irina Fomenko zusammenarbeiten. Sie wissen: Gibt es in den vielseitigen Tätigkeitsrichtungen dieser Anstalten irgendwelche Frage oder ein Problem, macht die IVDK-Managerin Irina Fomenko alles Mögliche, um die Frage zu klären oder die Situation zu verbessern.

HEIM, FAMILIE, ARBEIT

Neben ihrer beruflichen Tätigkeit spielt für Irina ihre Familie keine geringe Rolle. Sie bemüht sich auch ihren Verwandten große Aufmerksamkeit zu schenken. Wie Irina Fomenko sagt, ist die Familie ihre Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Außerdem findet Irina auch Zeit für Hobbys. Sie arbeitet gern im Garten. Mit Spaß beschäftigt sie sich mit dem Design des Gartens. Im Gartengrundstück des Elternhauses hat sie eine Sammlung von verschiedenen Gartenfiguren. Auch sammelt sie die Statuetten der Märchengestalt Baba Jaga und Erzeugnisse aus Gsheler Porzellan und Keramik.

Was den beruflichen Bereich betrifft, will sich Irina Fomenko mit dem Erreichten nicht zufrieden geben, strebt stets die Erhöhung ihrer Qualifikation an. Sie stellt für sich die Aufgabe, die Organisation der Projektarbeit noch besser zu meistern, sucht nach neuen Ideen, wie man diese Tätigkeit noch effektiver gestalten und wie man die Menschen zur gesellschaftlichen Tätigkeit motivieren kann. Neben allen ihren beruflichen Beschäftigungen moderiert Irina Fomenko die Gruppe „Deutsche Kulturzentren der Altairegion“ in den sozialen Netzwerken und strebt, das Niveau der Moderation zu verbessern. Noch eins von Irinas Zielen ist, ihre Sprachkenntnisse zu erweitern.

Einige Leute folgen dem Spruch: Jede Sache muss man entweder gut oder überhaupt nicht machen. Und wenn man die Verantwortung und den Fleiß von Irina Fomenko sieht, so gibt es zweifellos keine Sache, die sie nicht gut anpacken würde oder die sie nicht bewältigen könnte, wie im Leben so im Beruf.

Foto: Zfd-Archiv

Auf deutsche Weise leben und arbeiten

Tatjana Chaustowa (geborene Schlee) wuchs in einer deutschen Familie im Dorf Schumanowka, Deutscher nationaler Rayon, auf, wo die russlanddeutschen Traditionen sorgsam gepflegt wurden. Nicht nur in Tatjanas Familie sondern auch überall im Dorf sprach man damals einen deutschen Dialekt. In der Schule lernte Tatjana Deutsch als Muttersprache. In ihrem Erwachsenenleben vergisst Tatjana ihre deutschen Wurzeln nicht. Außerdem ist ihre berufliche Tätigkeit als IVDK-Managerin gerade mit der deutschen Sprache, Geschichte, Kultur und Traditionen der Russlanddeutschen eng verbunden.

Tatjana Chaustowa wurde am 11. November 1984 geboren. Ihre Kindheit verbrachte sie auf deutsche Lebensweise: deutsche Mundart, Familientraditionen, Küche und Deutsch als Muttersprache in der Schule. Tatjana war ein ruhiges schüchternes Kind. Sie las viel und mochte Brettspiele. Die Liebe zum Lesen flößte Tatjana ihr Großvater ein. Mit fünf Jahren las sie bereits selbst Kinderbücher. In der Schule lernte Tatjana ausgezeichnet. Im Deutschunterricht lasen die Schüler, die Deutsch als Muttersprache lernten, auch viel die deutsche Literatur, die sie auch besprachen.

„Ich erinnere mich sehr gut an den Anfang der 1990er Jahre“, sagt Tatjana Chaustowa. „Damals wurde in unserem Dorf eine katholische Kirche gegründet, wo wir, Kinder, viel Zeit verbrachten. Dies hat in gewisser Weise mein weiteres Leben beeinflusst.“ In der Kirche unterhielten sich die Kinder viel mit Nonnen, und nur auf Deutsch. Die Nonnen Birgit aus Deutschland, Anna-Maria aus Österreich und Lubica aus der Slowakei brachten den kleinen Schunanowkaern das Hochdeutsch näher und gestalteten interessant die Kinderfreizeit. Bei der Kirche wurden



auch Lager durchgeführt. Diese hatten keinen hundertprozentig kirchlichen Charakter. Neben der Entwicklung der Liebe zu Gott, zu welchen die Kirchenaktivitäten beitrugen, waren sie mehr entwicklungsbezogener Natur.

„Nicht umsonst sagt man, dass das Schicksal eines Menschen vorbestimmt ist“, erzählt Tatjana Chaustowa. „So war es mit meinem beruflichen Weg. Als ich über die Berufswahl nachdachte, plante ich nach der elften Klasse an die Altaier Staatliche Universität in Barnaul an die Fakultät für Internationale Beziehungen zu gehen. Aber nach der neunten Klasse beschloss meine Freundin, ins Slawgoroder pädagogische College zu gehen und wollte das nicht allein machen.“ So legte auch Tatjana, ihrer Freundin folgend, Abiturprüfungen an der Fremdsprachenabteilung ab. Es klappte, aber Tatjana vergiss schnell da-

von. So war es für sie eine Überraschung, als sie im August einen Anruf aus dem College mit der Mitteilung erhielt, dass sie immatrikuliert sei. Dann beschloss man im Familienkreise, dass man in diesem Fall studieren muss. Gesagt - getan! Im Jahr 2004 bekam Tatjana Chaustowa das Diplom einer Deutschlehrerin. Nach dem College folgte noch das Linguistische Institut bei der Pädagogischen Universität Barnaul, das sie 2008 absolvierte. Anschließend kam die junge Spezialistin in das Deutsch-Russische Haus Barnaul. So begann ihr beruflicher Weg in der Bewegung der Russlanddeutschen.

Darüber Tatjana selbst: „Mir war diese Tätigkeit von Anfang an sehr nah. Das war für mich keine Arbeit, ich nahm es als ein Teil meines Lebens auf. Ich stamme aus einer deutschen Familie. Mein Opa väterlicherseits war im Zwangsarbeitslager in Malinowoje Osero. Meine Oma mütterlicherseits wurde aus dem Wolgagebiet verbannt. Sie zogen ihre Kinder und uns, Enkelkinder, in russlanddeutscher Kultur, Tradition und Sprache auf.“

Jetzt ist Tatjana Chaustowa im Barnauler Büro des Internationalen Verbandes der deutschen Kultur als Managerin tätig. „Unsere Tätigkeit begrenzt sich nicht nur mit den beruflichen Aufgaben, wir beteiligen uns aktiv am Leben der deutschen Minderheit.“

In ihrer eigenen Familie bemüht sich Tatjana, die deutschen Traditionen zu kultivieren. Wie die Frau selbst ihren Opa Fata nannte, so nennt nun Tatjanas Tochter ihren Großvater. „Für mich ist es wichtig, dass auch die nächste Generation der Russlanddeutschen unsere Geschichte und Kultur erhalten und das deutsche Kolorit nicht einbüßt. Und ich bin froh, dass auch ich dazu beitrage, die ethnische Eigenartigkeit meiner Volksgruppe zu erhalten und zu fördern“, so Tatjana Chaustowa.

Foto: Privatarchiv

Über Büros im Altai

Seit dem 1. Januar 2011 übernahm der Internationale Verband der deutschen Kultur (IVDK) die Realisierung des Programms der Bundesregierung Deutschlands zugunsten der ethnischen Deutschen in der Russischen Föderation von der Gesellschaft für technische Zusammenarbeit (GtZ GmbH). In dieser Zeit wurden auch zwei IVDK-Büros im Altai - in Slawgorod und in Barnaul - gegründet, die ihre Tätigkeit in neun Städten und elf Rayons der Altairegion wie in der Republik Altai verwirklichen.

Derzeit sind in diesen IVDK-Abteilungen vier Mitarbeiter, zwei Buchhalter, Natalja Sinina und Irina Jenner, und zwei Managerinnen, Irina Fomenko in Slawgorod und Tatjana Chaustowa in Barnaul, beschäftigt. Sie arbeiten mit allen gesellschaftlichen russlanddeutschen Organisationen, einigen Kulturanstalten, Massenmedien, Multiplikatorinnen für Spracharbeit des Instituts für ethnokulturelle Bildung - BiZ wie mit den lokalen Administrationen eng zusammen, koordinieren die Projektarbeit, konsultieren, unterstützen methodisch und organisatorisch. So ruht die gesamte große Projektarbeit in der Region und in der Republik Altai auf den fragilen Schultern der zwei IVDK-Mitarbeiterinnen, die beide neben anderem immer bereit sind, in einer beliebigen Frage Hilfe zu leisten.

Vorbereitet von Maria ALEXENKO

LESER ÜBER DIE ZEITUNG

Jahrzehntelang lehrreich und gefragt geblieben

Am 15. Juni jährte sich zum 64. Mal der Gründungstag der deutschsprachigen Zeitung „Rote Fahne“, der Vorgängerin der heutigen „Zeitung für Dich“. Obwohl die einst auf 16 Seiten erscheinende Wochenschrift in den letzten Jahren bis auf ihr ursprüngliches Format schrumpfte, bleibt all diese Jahre ungeachtet der Gratwanderung zwischen Möglichem und Unmöglichem das Hauptmerkmal der Zeitung – die deutsche Sprache – unveränderlich. Dafür sorgten Generationen von Mitarbeitern, die sich in verschiedenen Jahren, sogar Jahrzehnten, dem deutschen Blatt mit Leib und Seele ergaben. Derzeit erscheint jedes Vierteljahr dank der finanziellen Unterstützung vonseiten des Internationalen Verbandes der deutschen Kultur neben der monatlichen Hauptausgabe „Zeitung für Dich“ auch eine Sonderausgabe auf zwölf Seiten. Nachstehend bringen wir die Beurteilungen der LeserInnen des gegenwärtigen deutschen Blattes, die sie bei verschiedenen Treffen der Deutschlehrer sowie der Besucher der deutschen Kulturzentren schreiben. Diese Bewertungen sind für uns, Korrespondenten der Zeitung, von großer Bedeutung und ermutigen uns zur weiteren erfolgreichen schöpferischen Arbeit an den zukünftigen Artikeln.

Viel Erfolg der einzigartigen Ausgabe!

Solange ich mich erinnern kann, war die deutsche Zeitung in unserer Familie ein Teil des Alltagslebens. In meiner Kindheit war es die „Rote Fahne“, die meine Eltern ständig abonnierten. Später kam die „Zeitung für Dich“, die meine Schwiegermutter mit großem Interesse von A bis Z las. Heute bekommen wir diese wunderbare Zeitung kostenlos in unserem deutschen Kulturzentrum „Shurawuschka“ (deutsch Kranich) dank der finanziellen Unterstützung vonseiten des Internationalen Verbandes der deutschen Kultur. Ich möchte mich ganz herzlich bei dem Redaktionsteam bedanken, das nach wie vor allerlei interessante Veranstaltungen realisiert und damit das Interesse für die Sprache, Kultur und Geschichte der Russlanddeutschen weckt und steigert.

2019 war ich angenehm überrascht, als ich nicht nur die gewöhnliche vierseitige ZfD-Ausgabe, sondern eine 16-seitige vollständige Monatszeitung, aus dem Postkasten des Zentrums herausholte. In der Mitte befand sich eine zwölfseitige Beilage. Ab dieser Zeit bekommen wir einmal im Vierteljahr so eine erweiterte Ausgabe, die unsere erwachsenen Besucher mit großem Interesse lesen. In der Sonderausgabe können jetzt die Leser nach mehreren Aktivitäten der gesellschaftlichen Organisationen der Russlanddeutschen im Altai und in anderen Regionen Russlands verfolgen.

Auch Publikationen über Menschen, die eine aktive Lebensposition haben, sowie über allerlei Projekte finden ihren Platz auf den Seiten der erweiterten Ausgabe. Es ist sehr schön, dass jetzt mehrere Werke der russlanddeutschen Schriftsteller in der „Zeitung für Dich“ veröffentlicht werden. Auch die „Kinderecke“ wurde jetzt breiter und inhaltsreicher, mangelt es doch in der gewöhnlichen ZfD-Ausgabe immer an Platz.

Die Besucher unseres Zentrums finden viel Spaß beim Lesen der Zeitungsartikel über bekannte und unbekannte Menschen aus unserer Umgebung, über die bescheidenen, aber unersetzlichen Enthusiasten und Aktivisten unter den ethnischen Deutschen. Wir benutzen die Zeitung wie selbst, so auch die Beilage bei unserer Arbeit im Klub der Dialektliebhaber und im Kinderklub. Bei der Vorbereitung zu allerlei Treffen und Festen entnehmen wir dem Blatt Gedichte und Geschichten aus dem reichen Zeitungsarchiv. Für die Besucher unseres deutschen Zentrums ist auch alles, was mit der Feier der traditionellen Feste und Feiertage in Russland und in Deutschland verbunden ist, von großem Interesse. Herzlichen Dank für die wunderschöne deutsche Zeitung und auch für die tüchtige Möglichkeit, dieses einzigartige Blatt kostenlos zu bekommen und darin zu blättern. Ich wünsche allen, die an der Veröffentlichung der Sonderausgabe (Beilage) beteiligt sind, weiteren Erfolg in so einer interessanten und nötigen Sache und noch viele neue Ideen und Projekte. Viel Gesundheit und Erfolg!

Lydia JANZEN
Dorf Ananjewka, Rayon Kulunda

Hoffnung auf weitere erfolgreiche Zusammenarbeit

Nach der Art meiner Tätigkeit (Leitung der Herausgabe einer Schulzeitung) treffe ich täglich auf eine Menge von verschiedener Periodika – Zeitungen und Zeitschriften für Erwachsene und für Kinder, darunter auch die in deutscher Sprache. Unter den Ausgaben, mit denen unser Pressedienst eng arbeitet, möchte ich besonders die „Zeitung für Dich“ hervorheben. Die Vorteile dieser Zeitung sind vielfältig: Erstens ist die Ausgabe in erster Reihe auf die Russlanddeutsche abgezielt und berichtet stets über aktuelle Probleme des gesellschaftlichen Lebens und über allerlei kulturelle Veranstaltungen, die von vielzähligen deutschen Vereinen und Organisationen aus verschiedenen Orten Russlands durchgeführt werden. Das hat eine große Bedeutung für die Einwohner des Deutschen Rayons, sogar auch für die Kinder. Zweitens ist die „Zeitung für dich“ das einzige regionale deutschsprachige Massenmedium, das für die Jugendliche, die sich für deutsche Sprache und Kultur sowie für Geschichte der Russlanddeutschen interessieren, zugänglich ist.

Außerdem ist es ein besonderer Informationsraum, der den Kindern im ETHNO-Pressklub hilft, die Grundlagen der Journalistik zu beherrschen. Durch die Publikationen analysieren die Schüler die Besonderheiten der Wahrnehmung der Presse von den Lesern, die Methoden zum Anzeigen der Realität, die Ausdrucksmittel, Formen und Methodiken der Kontaktaufnahme mit der Leserschaft. Durch die Bekanntmachung mit den Publikationen der „Zeitung für Dich“ kommen die Kinder zur Erkenntnis, dass Journalismus eine echte Wissenschaft ist!

Für mich als Lehrer ist die pädagogische Bedeutung der Materialien in der Zeitung sehr wichtig. Solche Themen wie Entwicklung der Jugendbewegung der Russlanddeutschen, Traditionen der nationalen Feste, allerlei Informationen über die Russlanddeutschen, die Enthusiasten in ihrer Sache sind, sind Themen, die zur moralischen Haltung beitragen und bestimmte Eigenschaften der Persönlichkeit der Jugendlichen bilden. Und wenn ein Artikel von einem Kind emotional wahrgenommen wird, solche Publikationen sind auf den Seiten der „Zeitung für Dich“ die meisten, bildet er entsprechende Emotionen in Bezug auf eine bestimmte Realität, was den Jugendlichen hilft, moralische Werte zu klären und zu verstehen.

Dabei ist die Zeitung ein wichtiger Kanal für die Weitergabe von Informationen von der älteren Generation an die jüngere, und das hilft den Schülern der Oberstufe sich in schwierigen Situationen unserer Zeit zurechtzufinden und ihren weiteren Lebensweg zu wählen.

Für uns ist von großer Bedeutung auch die Zusammenarbeit mit den Mitarbeiterinnen der Redaktion „Zeitung für Dich“ – Swetlana Demkina, Erna Berg und Maria Alexenko – mehrmaligen Gästen und Teilnehmerinnen der Projekte der ethnokulturellen Schule in der Mittelschule Halbstadt. Wir hoffen auf eine weitere erfolgreiche Zusammenarbeit mit der „Zeitung für Dich“-Redaktion noch für viele Jahre!

Elena KOSHANOWA
Dorf Halbstadt, Deutscher nationaler Rayon



„Zeitung für Dich“ zu Besuch im Deutschen Kulturzentrum Tabuny. 2018.

Beihilfe im Unterricht und nicht nur

Das Zentrum der deutschen Kultur der Stadt Bisk erhält eine große Menge von Periodika wie für die Kinder, so auch für die Erwachsenen. Unter diesen Ausgaben ist besonders die „Zeitung für Dich“ und ihre Sonderausgaben zu erwähnen. Diese Zeitung ist auf eine breite Leserschaft abgezielt. Es gibt hier Publikationen nicht nur für die Erwachsenen, sondern auch für die kleinsten Deutschliebhaber, sogar für die Vorschulkinder mit Hilfe der Eltern. Auf der ersten Seite der Sonderausgabe findet man immer aktuelle Informationen. Es war sehr angenehm hier das Porträt meiner Schülerin Maria Sanotschkina zu sehen, die sich als Mitglied des Klubs für Deutschliebhaber am Weihnachtsmarathon beteiligte. Hier findet man immer auch interessante Tipps zur Feier der nationalen Feste der Russlanddeutschen. Unter der Rubrik „Mensch und seine Sache“ erfahren wir über interessante Menschen aus unserer Mitte und ihre erfolgreiche Tätigkeit. In der Zeitung gibt es oft Berichte über berühmte Persönlichkeiten deutscher Herkunft, die einen großen Beitrag zur Entwicklung der Altairegion sowie des ganzen Russlands leisteten. Für mich als für eine Lehrerin sind die Rubriken sehr nützlich, unter denen viele Informationen über den Alltag der Russlanddeutschen veröffentlicht werden. Sehr erfreulich sind für die Leser auch die schönen Fotos der Publikationshelden. Noch viel Neues schöpfe ich aus dem Programm „Deutsch im Kindergarten“, das ich dann gern in meinem Unterricht benutze (Reime, Gedichte, Lieder und Gedichte).

Jekaterina MASAJEWA
Stadt Bisk

Erfolg und ständige Entwicklung

Die „Zeitung für Dich“ lese ich mit großem Vergnügen und warte immer mit Ungeduld auf die nächste Ausgabe. Im Großen und Ganzen orientiert sich die Zeitung auf das russlanddeutsche Auditorium und erläutert deswegen aktuelle Themen aus dem Alltag, der Kultur und Geschichte der ethnischen Deutschen. Auf den Seiten des deutschen Blattes werden oft Werke der russlanddeutschen Schriftsteller veröffentlicht, die ich stets und gern in meinen Deutschstunden verwende. Die Besonderheit der „Zeitung für Dich“ besteht darin, dass sie viel über die Tätigkeit der gesellschaftlichen Organisationen der Russlanddeutschen in der Altairegion sowie in anderen Regionen Russlands informiert, darunter auch über die Aktivitäten der Altaier regionalen Jugendorganisation „UNITE“. Am Vorabend der nationalen Feste der Russlanddeutschen kann man auf den Seiten der Zeitung allerlei Berichte (Geschichten, Märchen, Beschreibung der Traditionen und anderes mehr) über das Feiern solcher Feiertage wie Erntedankfest, Weihnachten und Ostern finden. Interessante Artikel zu aktuellen Themen, Bewahrung der deutschen Sprache, hohe Professionalität der Korrespondenten – diese Eigenschaften charakterisieren die „Zeitung für Dich“. Ich wünsche der Redaktion Erfolg und ständige Entwicklung!

Tatjana GALKINA
Dorf Halbstadt, DNR

Eine interessante Zeitung für die Familie

Ich freue mich sehr, dass unsere Familie jetzt die „Zeitung für Dich“ und auch die Sonderausgaben kostenlos bekommt. Ich liebe einerlei gern wie in russischer so auch in deutscher Sprache lesen. Mit großem Interesse lese ich alle Artikel in der Zeitung. Manchmal schließt sich auch mein Ehemann dieser Sache an. In der Zeitung gibt es viele Berichte über Menschen, die neben uns oder in anderen Dörfern des Deutschen nationalen Rayons leben. Auch über das Leben der ethnischen Deutschen in anderen Orten der Altairegion erfahre ich jetzt aus der „Zeitung für Dich“. Man kann sich hier mit dem Schaffen der russlanddeutschen Schriftsteller bekannt machen sowie erfahren, womit sich die Besucher der Zentren der deutschen Kultur beschäftigen, welche Projekte realisiert werden und wie man verschiedene kirchliche Feste in Deutschland und in Russland feiert. Auch für die Deutschlehrer gibt es eine sehr reiche Schatzkammer auf den Seiten der deutschsprachigen Ausgabe. Einen riesengroßen Dank allen, die eine solche interessante Zeitung herausgeben!

Maria BAUER
Dorf Kamyschi, DNR

Vorbereitet von Erna BERG

Er kannte das Leben in seiner Vielfalt

Viktor WEBER, Dichter, Satiriker, Übersetzer und Prosaschriftsteller, der am 29. Juli 1916 in Seelmann, Gebiet Saratow geboren wurde, wäre dieses Jahr 105 geworden. Als Junge besuchte er die Bauernjugendschule. Viktor und seine Schwester Hilda mussten den unverhofften Tod ihres Vaters früh beweinen. Frau Eva, eine junge bildschöne Frau, musste ihre Halbweissen kümmerlich mit einer Singer-Nähmaschine ernähren, bis sie sich mit dem Witwer Johannes Weht vermählte und seine Töchter Margarethe und Katharina bemutterte.

Vetter Wanjka, wie man Weht im Dorf nannte, war ein echter Bauer, hatte Mark in den Knochen. So brachten es die Wehts durch Fleiß und vorbildliches Wirtschaften zu zwei Pferden, einer Rassenkuh, Schafen und Geflügel, so auch zu einem mit Blech gedeckten Eigenheim, das von vielen bewundert wurde. Dann kam das Jahr der zwangsmäßigen Kollektivierung. Weht wurde enteignet und mit der Familie auf die Straße gesetzt. Um sein nacktes Leben zu retten, begab sich Weht nach Engels, wo er in Uwek bei der Überfahrtsbrücke sich am Wolgaufer eine „Semljanka“ baute und mit Viktor und der ältesten Tochter für den Unterhalt der Familie beim Hozflößen verdiente. Doch bald darauf wurde Johannes Weht eines Nachts mit dem „Schwarzen Raben“ aus seiner Erdhütte weggeholt, um spurlos zu verschwinden.

Nun wollte Viktor sein Studium fortsetzen. Das war aber leichter gesagt, als getan. In der Tagesschule wurde er als Kulakensohn kurzerhand abgewiesen, und in der Abendsschule musste er Papiere vorlegen, dass er gar nicht Wehts Sohn war. So gelang es ihm nach der 10. Klasse einen kurzfristigen Lehrgang für Deutschlehrer zu beziehen.

1941 wurde Viktor Weber nach Sibirien deportiert, wo er einige Zeit in der Eisenbahnerschule in Topki, Gebiet Kemerowo, unterrichtete. Dann folgte der so genannte Arbeitsdienst, eine fünfzehnjährige Tätigkeit als Goldsucher im Ural. Ende der 1960er Jahre übersiedelte er in die Altairegion, wo Viktor als Arbeiter im Altaier Motorenwerk und als Heizer an der Westsibirischen Eisenbahn, zwischendurch aber auch als Redakteur der Deutschen Rundfunksendungen in Barnaul und als Mitarbeiter der Zeitung „Rote Fahne“ (Slawgorod) tätig war.

Schon in der Schule schrieb er Gedichte und Fabeln. Erstmals veröffentlichte er 1936 in der Zeitung der Republik der Wolgadeutschen „Junger Stürmer“. Nach dem Krieg publizierte er seine Beiträge regelmäßig in der deutschen Presse und in Sammelbänden. An Stoff mangelte es dem Dichter nie. Als Arbeiter kannte er das Leben nicht nur als Beob-



achter, sondern auch als aktiver Mitgestalter. Liest man solche Werke von Weber wie „Der Brutschrank“, „Teures Salz“, „Wunder durch Trost“ und andere, so fühlt man, dass die Sujets direkt aus dem Leben gegriffen sind.

Viktor Weber, der mit jeder Faser seines Herzens am Leben hang, hatte Sinn wie für ernste so auch für feinfühliges Lyrik. Die Gedichte „Im Hochaltai“, „Liebe“, „Hilda, die Krankenschwester“, um nur einige zu nennen, regen auch heute noch immer wieder zum Lesen und Nachdenken an, und das kurze Prosastück „Heimkehr“ gehört zu den besten Erzählungen der Nachkriegszeit. Es sind wirkliche Kunstwerke, die in verschiedene Sammelbände eingegangen sind. Den Lesern der Zeitungen „Neues Leben“ (Moskau), „Freundschaft“ (Kasachstan, Alma-Ata) und „Rote Fahne“ (Slawgorod, Altai) ist er vorwiegend als Satiriker bekannt. 1984 erschien in Barnaul sein Buch „Aufs Korn genommen“ mit Satiren und Fabeln.

Viktor Weber war neben Sepp Österreicher der einzige der sowjetdeutschen Literaten, der sich ausschließlich dem Humor und der Satire zuwandte. „Das Broschürenbändchen „Aufs Korn genommen“, 1984 im Altaier Verlag erschienen, leuchtete wie ein Meteor in den Buchhandlungen auf und war blitzschnell vergriffen“, erinnert sich der Dichter Wolde- mar Herdt. „Bei dem Heißhunger der Leser nach etwas Lustigem ist das ja auch zu verstehen. Ein Schriftstellerkollege sagte einmal:

„Der Fabeldichter Viktor Weber haut auch kein einziges Mal daneben, nur schade, dass Iwan Krylow hat weggeschnappt den besten Stoff.“

„Nee Bruder, es gibt unter uns noch genug Faulenzer, Pfuscher, Saufbolde, Betrüger, noch genug Gesindel, aus dem ich mir bares Honorar machen kann“, lachte Weber und rieb sich vergnügt die Hände.“

Der Dichter starb am 8. April 1996, etwa zwei Monate vor seinem 80. Geburtstag.

Viktor WEBER Ach, Träume!

Jüngst träumten mir die allerschönsten Träume:
War wieder jung und lief durch Rosenhecken.
Lichtbündel fielen goldhell durch die Bäume.
Was ich gesucht? Ein Mädle im Verstecke!

Hab' abgetastet jeden Stamm mit Blicken,
die sich wie Pfeile bohrten in die Rinde.
Laut jauchzend schlug mein Herz in süßem
Glücke:
Blauäugig Zicklein, wart', ich werd dich
finden!

Und als ich sie erhascht, - ein zitternd Reh,
da schaut ich in den reinsten, tiefsten See -
in ihrer Augen himmelblaue Pracht,
zog an die Brust sie, küsste sacht
und liebevoll die frischen, roten Lippen...

Da stieß die Frau mir unsanft in die Rippen:
„Hör' auf zu schnarchen und zu schmatzen
auch.

Dreh dich zur Wand mit deinem dicken
Bauch!“

Wunder durch Trost

Als meine Frau im Krankenhaus lag,
da schüttelte der Arzt den Kopf und sprach:
„Ihr Schicksal liegt allein in deinen Händen.
Dein Trostwort rettet sie vom nahen Ende.“

„Ich sterbe“, sagte Liese obendrein.
Begrabe mich nach hergebrachten Regeln.
Die Ärzte jagen mich ins Grab hinein.
Dann heirat eine andre meinnetwegen.“

Da fiel mir ein des Arztes guter Rat.
Um sie zu trösten, sprach ich delikate:
„Um dich, wie sich's gehört, zu Grab
zu tragen,
bestellte ich Musik und Leichenwagen.“

Die Kränze seien frisch, aus Tannengrün,
drin Rosen hell aus schwarzer Seide glühn.
Dein Gipsbild soll auf deinem Grabe thronen,
umsäumt von Tulpen, Asten und Päonen.“

Schief lächelte die Liese, sprach kein Wort.
Erfreut von ihrem Lächeln fuhr ich fort:

„Ach, mit der Heirat... Mach dir keine Sorgen!
Die junge Braut ist da, und wär's schon
morgen...“

Die Liese erhob sich wie ein Blitz vom Bett,
ergriff - woher die Kraft?! - vom Fensterbrett
den Blumentopf in fieberhafter Eile -
ich spür noch jetzt an meinem Kopf die Beule.

In hundert Scherben sprang der Blumentopf,
doch heller ward's in meinem armen Kopf.
O Wunder! Liese kam wieder auf die Beine
und führt mich wieder an der alten Leine.

Die Ähre

Ein hoher Halm, von Einbildung beglückt,
sprach zu der Ähre, die hier tief gebückt
mit Körnern schwer beladen stand:
„Schau her, ich recke mich zum Sonnenlicht
und du neigst dich zur Erde, armer Wicht!“
Die Ähre drauf: „Dein Hochmut ist nicht neu.
Ich trag im Kopfe Körner, du - nur Spreu.“
Es gibt auch unter uns noch immer Gecken
die ihre leeren Köpfe voller Hochmut recken.

Die Teekanne

Die Kanne mit dem Wasser auf dem Herd,
stieß aus der Tülle Dämpfe in die Höhe
und fauchte leis: „Ihr Leute, seht und hört,
wie ich mit Volldampf an die Arbeit gehe!“
Doch als das Feuer abgebrannt
und in dem Herd die Glut verklommen,
da war's vorbei. Die Kanne stand
ganz still. Kein Laut ward mehr vernommen.

Die Rede ist von einer Kanne.
Doch gleicht die Kanne einem Manne,
der dann nur nützt, sich rührt und schwitzt,
wenn er auf heißen Kohlen sitzt.

In der Schmiede

Mein Freund, verschwitzt und rauchgeschwärzt
am Schmiedeherd,
hat eines Tags mich eines Besseren belehrt.
Ich schaute zu, wie da sein Hammer munter
flog,
wie er, als sei es Wachs, ein glühend
Eisen bog.

Die Funken sprühten hell und lustig wie sein
Blick,
und rotes Eisen wird im Nu zum Werkzeugstück.
Ich sprach entzückt: „Das ist ja wunderbar!
Woher die Kunst? Mach's mir doch bitte klar.
Wie kann ich schreiben ein Gedicht,
das Flügel hat,
das so geprägt sei wie dein Stück, so fest
und glatt?“
Er sah mich an und lächelte verschmitzt:
„Hab Mut und schür“, wie ich die Esse,
du der Zeilen Glut!“

Foto: Zfd-Archiv

Besonders gelingen ihm lebensnahe Erzählungen

Der Erzähler Waldemar HERMANN wurde am 30. Mai 1951 in Krasnoturinsk, Ural/UdSSR, als Sohn von deportierten Eheleuten geboren. 1963 zog er mit der Familie nach Nordkasachstan/Krasnoarmejska um und studierte ab 1968 bis 1972 an der Technischen Hochschule in Pawlodar.

Danach ist er Konstrukteur in einer Automobilfabrik in Südural und Assistent an der Technischen Hochschule Pawlodar. 1976 fasste er den Entschluss, nach Deutschland umzusiedeln, doch zunächst kommt der Umzug nach Litauen. 1979 folgt die Umsiedlung in die Bundesrepublik Deutschland. Hier fand er Arbeit als Maschinenbauingenieur und wandte sich der Literatur zu.

Er schreibt und veröffentlicht vorzugsweise Erzählungen, sprachlich und psychologisch verdichtet Prosa. Als seine Erstveröffentlichung gilt das Büchlein „Erzählungen“ (Stuttgart, 1989), das eine kleine Auswahl von Kurzgeschich-

ten, die zwischen 1984 und 1987 entstanden sind, darstellt. Es sind zum großen Teil Texte von nur wenigen Seiten, wirklichkeitsnahe Momentaufnahmen, in deren Mittelpunkt ein Individuum steht. Die Figuren meist Einzelgänger, werden fast ausschließlich über ihre Wesensart charakterisiert.

1996 erscheint in Bonn eine neue Auswahl von seinen Werken, ebenfalls unter dem Titel „Erzählungen“ und 1999 in Stuttgart seine Prosasammlung unter dem Titel „Das fremde Land in dir“. Für dieses Thema wählt Hermann ganz unterschiedliche Alltagssituationen: eine Stammtischrunde („Die Prophezeiung“) oder gemeinsame Stunden eines alten Ehepaars („Die Glascheiben“). Raum und Zeit sind für die Erzählungen jedoch lediglich Hintergrund. Die Handlung beschränkt sich überwiegend auf die innere Verarbeitung eines für den Protagonisten bedeutenden Erlebnisses. Das kann der tödliche Unfall

eines Freundes sein („Der Turm“) oder auch nur ein Zug Kraniche am Himmel („Richtung Süden“). Die Helden in Hermanns Erzählungen werden durch ein Ereignis aus dem Gleichgewicht gebracht, sie handeln plötzlich entgegen ihren Gepflogenheiten („Im Treppenhaus“) und erkennen und bestaunen „das fremde Land in sich“.

Hermanns Erzählungen kennen keine Holprigkeit der Sprache. Engel-Braunschmidt beschreibt sie als „bar jeder Weitschweifigkeit und überflüssiger Kommentierung des Dargestellten, präzise in der Beschreibung“ (Engel-Braunschmidt, „Literatur der Russlanddeutschen“).

Waldemar HERMANN Das Tauchen

Du gehst die Treppe hinab.

Das klare kalte Wasser umspült deine Füße, steigt langsam im Takt der Schritte über die gänsehautumspannten Waden zu den Schenkeln

hinauf. Du schauerst, als es den Schoß erreicht, hältst inne, wartest einen Augenblick. Es ist nur ein Augenblick des Zögerns, ein kleines Zugeständnis an den Körper, eine kurze Gewöhnungspause. Dann machst du den nächsten Schritt. Diese Bewegung, wenn auch ganz langsam und vorsichtig vollführt, spült die dünne warme Wasserschicht weg, die der Körper bereits um sich herum gezeugt hat, und die kalte Strömung übersät die Haut mit feinen stechenden Pickeln. Du spürst eine leichte Unruhe in dir. Es ist eine Vorahnung... Noch ein Schritt... Der Wasserspiegel erreicht den Bauch, macht einen Schnitt in den Magen und Rückgrat. Fasziniert starrst du auf den Schnitt. Oberhalb der Wasserlinie bist du ein in der Kehle eingefrorener Schrei, darunter eine dicke Orangenschale. Du ringst nach Atem, und als dir endlich gelingt, Luft zu holen, machst du eilig einen weiteren Schritt.

Das Wasser steigt ruckartig hoch, stößt, leicht plätschernd, an

den Brustkorb. Du atmest heftig und schnell, immer schneller und schneller, du atmest dich in einen Rausch hinein. Der Körper verliert die ihm angeborene Schwere. Die Ängste schwinden, der Krampf löst sich, die Orangenhaut glättet sich.

Die Botschaft der Tiefe trommelt leise gegen deine Haut.

Gott, sagst du, wie kalt das Wasser doch ist. Du spürst es aber selbst, wie weit diese Worte hinter deinen Empfindungen zurückgeblieben sind. Auch deine Gedanken kommen verspätet, völlig verspätet kommen sie und sind absolut unnütz. Also blockst du sie ab, und sie ziehen weg von dir wie die flüchtenden Wellen. Du wirfst alles weg von dir, alles was für dich belanglos ist. Dann spürst du, wie der sanfte Sog des Wassers in dir zu einem Verlangen wächst.

Du richtest deinen Blick nach innen.

Die Wasserlinie steigt über deine Augen. Du atmest tief und ruhig.

Vorbereitet von Erna BERG

LITERATUR

Dem Vergessen entreißen – auch wir waren einmal jung

Nach der gewaltsamen Auflösung der Wolgadeutschen Autonomie 1941 und der Deportation der Russlanddeutschen mit den nachfolgenden Repressionen und Verboten im Laufe von fast zwei Jahrzehnten hatte es die russlanddeutsche Literatur sehr schwer, wieder aufzustehen.

Von der Existenz derselben habe ich erst in den 1970er Jahren während meines Studiums an der Hochschule zu Nowosibirsk von unserem Dozenten, dem Schriftsteller Victor Klein, erfahren. Literarisch tätig (wohlgemerkt laienhaft) wurde ich erst nach dem Studium, inzwischen hatten die anderen jungen Autoren schon längst ihre ersten Veröffentlichungen in den deutschen Zeitungen „Rote Fahne“, „Freundschaft“ und der Wochenschrift „Neues Leben“.

Meine ersten zwei Gedichte („Was ist Schnee“ und „Der Nachen“), die ich 1969 an die Redaktion des „Neuen Leben“ schickte, wurden unverändert publiziert. Jedoch erst nach Rückfrage des Literarischen Konsulenten (wie sein Posten damals hieß) Boris Brainin/Sepp Österreicher, ich möge die Autorenschaft der Gedichte bestätigen. Wohl waren die sprachliche Unbeholfenheit vieler Einsendungen auf der Tagesordnung und Plagiate nicht auszuschließen. Insofern war der gestrenge Sepp von vielen Autoren gefürchtet, also eine gefürchtete Autorität. Was habe ich mich gefreut, von ihm anerkannt zu werden!

Nun folgte auch schon die erste Sammelpublikation „Junge Stimmen. Erzählungen und Gedichte junger Autoren“ (Verlag „Kasachstan“, Alma-Ata 1971, Auswahl Herbert Henke, 86 Seiten, 23 Kopeken). In diesem Sammelwerk war ich noch nicht vertreten. Dafür aber Viktor Heinz, Hugo Hermann, Reinhold Leis, Arno Pracht, Lore Reimer und Robert Weber. Außer Hugo Hermann waren alle mit Gedichten vertreten, dieser jedoch mit Kurzprosa („Ins Schwarze getroffen“, „Die Uhr geht richtig“, „Haus Nummer 17“, „Ratschläge für angehende Schriftsteller“).

Alle jungen Autoren waren mir bekannt, Viktor Heinz, Hugo Hermann und Lore Reimer hatten ebenfalls bei Victor Klein studiert. Mit Reinhold Leis habe ich viele Jahre an der Hochschule zu Koktschetaw gearbeitet, somit waren wir nicht nur Dichterfreunde, sondern auch Arbeitskollegen. Diese Namen müssten den Kennern der russlanddeutschen Literatur gut bekannt sein, außer einem vielleicht, nämlich Hugo Herrmann.

Neben Viktor Heinz war er unter den jungen Autoren wohl das größte Talent (1941 in Liepopol bei Odessa geboren), das leider infolge seines tragischen Todes 1968 nicht zur vollen Blüte kam. Ich habe ihn aus der Studienzeit noch gut in Erinnerung, wenn er stets als Erster aus dem Studienraum in die Pause stürmte, den Deckel des im Flur stehenden Flügels aufriss und ein stürmisches Musikstück zum Besten gab, temperamentvoll wie er war. Ganz sicher waren die Mädchen in ihn verknallt und vernarrt.

Er studierte mit Viktor Heinz in einer Gruppe; sie waren befreundet und blieben es auch nach dem Studium. Hugo war zuerst Dozent an der Pädagogischen Hochschule, danach an der Universität Alma-Ata. Zufällig habe ich erfahren, dass er tragisch ums Leben kam – ertrunken im Irtysh, und das mit 27 Jahren. An dieser Stelle bedanke ich mich bei Larissa Rode, die mir das Buch von Viktor Heinz, „In der Sackgasse. Aufzeichnungen eines ‚Außenseiters‘ in Russland“ (herausgegeben von der LMDR, Stuttgart 1996), in Erinnerung gebracht hat. In seinem Roman hat Viktor einen ganzen Abschnitt, das 16. Kapitel, Hugo und seinem tragischen Tod gewidmet.

Zu meiner Verwunderung hatte ich ein ähnliches Flüchtlingsschicksal wie Hugo, wie es in dem Buch zu lesen ist: „Die Familie war von der Wehrmacht nach Deutschland verschleppt worden.“ Und weiter: „Die russische Armee hatte auch Mutter



1968. Schriftstellerseminar in Moskau. Zweiter von rechts Andreas Kramer.

und Kind (Hugo war ihr einziges Kind – W. M.) nach Russland zurückgeholt. Und sie führen an ihrem Heimatdorf in der Ukraine vorbei, immer weiter nach Osten.“ Das hatten doch auch wir als Schwarzmeerdeutsche zur Kriegs- und Nachkriegszeit erlebt!

Für Viktor Heinz muss der Tod von Hugo Hermann ein nie heilender Schmerz gewesen sein. Denn als ich ihn bei einem Autorentreffen in Oerlinghausen noch vor der Veröffentlichung seines Romans fragte, wie es dazu gekommen sei, wirkte er ganz niedergeschlagen und ließ mich ohne Antwort stehen.

Hugos Tod kam mir schon immer schleierhaft vor, zumal er zu dieser Zeit nicht in Omsk, sondern an der Universität in Alma-Ata dozierte. Ich fühlte, dass Viktor mehr über die Umstände seines Todes wusste. Denn laut seinem Roman kam Hugo eines Tages mit dem Manuskript eines Romans im Koffer per Flugzeug aus Alma-Ata nach Omsk.

Selbstbewusst und energiegeladener, wie Hugo war, wäre ihm ein Roman durchaus zuzutrauen gewesen! Wohl hatte er die Absicht, das Manuskript mit Viktor zu besprechen und durchzugehen.

Das Manuskript ist jedoch auf mysteriöse Weise auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Dabei ist nicht auszuschließen, dass der KGB dahintersteckte. Es wäre ja nicht das erste Mal gewesen, dass ein Manuskript in dessen Archiven gelagert und aufbewahrt wurde. Dem konnte man bekanntlich alles zutrauen! Verdächtig ist auch, dass meines Wissens zu Hugos Tod kein Nachruf wie üblich veröffentlicht wurde.

In diesem Zusammenhang sei ein kritisch zugespitzter Artikel zur Lage der russlanddeutschen Literatur von Waldemar Weber erwähnt, in dem er beklagt, die russlanddeutschen Autoren hätten keine Werke in der Schublade gehabt. Und das stimmt auch. Aber man hätte vielleicht in den Archiven des KGB welche gefunden!

Auf die erste Sammelpublikation junger Autoren folgte die zweite: „Wir sind jung. Erstmeldungen sowjetdeutscher Autoren“ (Verlag „Progress“, Moskau 1976, Auswahl: Robert Weber, 157 Seiten), in dem ich neben anderen mit einem Dutzend Gedichten vertreten bin.

Nach den ersten Sammelpublikationen folgten mit der Zeit eins nach dem anderen Eigenbändchen einzelner russlanddeutscher Autoren:

- „Vom Herz- und Uhrschlag“ von Robert Weber (Verlag „Progress“, Moskau 1975);
- „Pflichttreue“ von Reinhold Leis (Verlag „Kasachstan“, Alma-Ata 1978);
- „Lebensspuren“ von Viktor Heinz (Verlag „Kasachstan“, Alma-Ata 1980);
- „Erstling der Muse“ von mir (Verlag „Kasachstan“, Alma-Ata 1981).

Mit Recht machte sich der literaturkritische Alexander Henning in seinem Buch

„Für Gedeihen und Neuerblühen. Literaturfreuden- und Sorgen“ (Verlag „Kasachstan“, Alma-Ata 1970) Gedanken über den literarischen Nachwuchs. Hier zwei Auszüge aus dem Beitrag „Für Gedeihen und Neuerblühen“ (Ungezwungene Reimplauderei eines alten Lesers mit Rück- und Ausblick), ohne an der Rechtschreibung etwas zu ändern:

Ein anderes Problem uns plagt, an unsrer Seelenruhe nagt, es nagt und plagt uns immer mehr: wo kriegen wir den Nachwuchs her? – Ach, kämen nur die lieben Jungen so fix und willig angesprungen, als wie die Alten sich bewegen in Richtung zu den Jubelstegen!

O weh, o weh, da rückt es schwach: die Neulinge, die hinken nach. Bedenkt: Das jüngst verflossene Jahr nur einen einzigen gebar, und der ist nicht mehr allzugrün, wengleich in unverwelktem Blühen.

Na, jedenfalls fast eine Pracht ist das, was Arno Pracht entfacht. ...

Ja, karg wächst unser Neugefieder...
Verwunderlich, dass dem zuwider noch vorzufinden junge Glieder:
Man könnte, ohne sich zu quälen, so an ein Dutzend beinahe zählen.

Allein darunter gibt es leider paar solche, die als welke Streiter für Musezwecke gelten können, uns selten was Gedrucktes gönnen. -

Warum verstummte Edward Schmidt?
So selten hält Marie Fritz mit?
Weshalb zeigt Mangold Wendelin für Verse nur zu knappen Sinn?
Wenn er mal will, er kann doch was. -
Ist trocken denn sein Tintenfass?..

Sie sollten sich ein bisschen schämen, ein Beispiel an der Lore nehmen, an Lore Reimer, deren Stift verachtet faule Haut und Drift. -
Im innig-muntren „Perlenband“ sie unlängst wonnige Bilder fand.

Auch Viktor Heinz zu loben ist für manches, das sich köstlich liest - für gut geschliffene Gedichte, für tadellose Kurzgeschichten. Mit Versen blitzt zuweilen Leis (vonnutzen wäre größerer Fleiß).

Wendelin MANGOLD

Foto: RF/ZfD-Archiv

Nina PAULSEN

Literaturbetrieb vor dem Krieg

(Auszug aus dem Beitrag „Ihre Existenz an sich stellt auch ihre höchste Leistung dar“, Heimatbuch 2017)

Die Atmosphäre im deutschen Literaturbetrieb der Zwischenkriegszeit in der Sowjetunion wurde zum großen Teil vom Klassenkampf, dem antifaschistischen Kampf der Exilrussen und dem sozialistischen Realismus in der Literatur (insbesondere nach 1934) dominiert. Als „sowjetdeutsche“ Literatur galten von Anfang an die in der Sowjetunion deutsch verfassten Werke, deren Autoren auf dem Boden der Sowjetmacht standen.

Die deutschen Autoren organisierten sich vor allem um die städtischen Zentren Engels (Wolga) sowie Odessa und Charkow (Ukraine). 1930 fand die Gründungskonferenz der deutschen „Pflug“-Sektion in Charkow statt. Die Zeitschrift „Sturmschritt“, die sie herausgaben, scharte auch angehende Literaten um sich. 1931 folgte der Zusammenschluss der wolgadeutschen Schriftsteller, die sich in der Wolgadeutschen Assoziation Proletarischer Schriftsteller (WAPS) organisierten. Als Diskussions- und Literaturtribüne galt „Der Kämpfer“, für ihre Veröffentlichungen benutzten sie auch die Literaturseiten der „Nachrichten“.

Mit dem Erstarben des Nationalsozialismus in Deutschland emigrierten ab Ende der 1920er und insbesondere Anfang der 1930er Jahre mehrere deutsche Literaten (vor allem aus Deutschland und Österreich) in die Sowjetunion. Einige von ihnen zeigten reges Interesse an der deutschen Literatur des Sowjetlandes. So gehörte Friedrich Wolf zu denjenigen deutschen Exilschriftstellern, die intensiv den Weg zum „sowjetdeutschen“ Leser suchten. Dies taten auch Erich Weinert und Willi Bredel, Adam Scharrer und Hugo Huppert. Autoren wie Johannes R. Becher, Bella Illes, Hedda Zinner, Andor Gabor oder Franz Leschnitzer versuchten ebenfalls, die junge sowjetdeutsche Literatur fördernd zu unterstützen.

So rezensierte der bedeutende deutsche Lyriker Johannes R. Becher die wolgadeutsche Literatur und erteilte eine Reihe von sachkundigen Ratschlägen, die er 1937 in dem Beitrag „Wachstum und Reife. Bemerkungen zur Dichtung der deutschen Wolgarepublik“ zusammenfasste:

„... dass auch ihr (gemeint sind die wolgadeutschen Literaten der UdSSR; Anm. der Verfasserin) euch zu Dichtern erziehen müsst, dass ihr einer Ausbildung bedürft. Dies scheint mir das Wichtigste zu sein. Nur in ganz schlechten Zeiten der Dichtung durften sich Dichter mit ihrer Unwissenheit und Unbildung brüsten. Viel Fleiß und eine wahre Lernbesessenheit sind also notwendig, damit ein Talent werde... Die sowjetische Dichtung könnte das deutsche Volksgut der Poesie um wertvolle Schätze bereichern. Ihr seid die Dichter der neuen ersten deutschen Sowjetrepublik. Diese geschichtliche Tatsache gibt euch schon eine besonders hervorragende verantwortliche Stellung...“ (In: „Freundschaft“, Nr. 196, 201/1990)

Dass das Leben vieler russlanddeutscher Autoren schon längst ausgelöscht war, als Johannes R. Becher seine lehrmeisterhaften Überlegungen zu Papier brachte, konnte der deutsche Lyriker und spätere Kultusminister der DDR kaum wissen, genauso wie er nicht voraussehen konnte, was alles auf die gesamte Volksgruppe noch zukommen würde. Die Zeit für „Ausbildung“ und „Lernbesessenheit“ blieb knapp bemessen.

Schon ab Anfang der 1930er Jahre gerieten einige deutsche Autoren unter die Räder der politischen Repressionen. Und zwischen 1935 und 1941 köchelte die „sowjetdeutsche“ Literatur lediglich auf Sparflamme...

Zusammengefasst von Nina PAULSEN, bearbeitet von Erna BERG

Krieg 1941-1945: Russlanddeutsche an der Front

Hiermit wollen wir an Ereignisse und Entwicklungen erinnern, die sich in Bezug auf die Russlanddeutschen mit dem Beginn des deutsch-sowjetischen Krieges (1941-1945), aber auch schon vorher, in verschiedenen deutschen Siedlungsgebieten abzeichneten und ihren unumkehrbaren Lauf nahmen. Wie auch im Ersten Weltkrieg gerieten die Russlanddeutschen in der Sowjetunion zwischen die Räder der beiden Diktaturen mit weitreichenden verheerenden Folgen. Der verleumderische Erlass des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR vom 28. August 1941, der die Wolgadeutschen und somit die ganze Volksgruppe für Jahrzehnte schuldlos an den Pranger stellte und den Untergang der Deutschen in der Sowjetunion endgültig besiegelte, markiert einen tiefen und bis in die Gegenwart nachwirkenden Einschnitt in der russlanddeutschen Geschichte.

Bereits die „Urkatastrophe“ des 20. Jh. - der I. Weltkrieg - warf einen ersten schweren Schatten auf die deutschen Kolonisten im Russischen Reich, die zwischen die Mühlsteine der großen Politik gerieten und letztendlich unter den diskriminierenden Maßnahmen der russischen Behörden und der Militärverwaltung zu leiden hatten.

Aber erst die schicksalhaften Entwicklungen im Zuge des Zweiten Weltkrieges, der im September 1939 ausbrach und mit dem deutsch-sowjetischen Krieg ab Juni 1941 ihren unumkehrbaren Lauf nahm, markierten für die deutsche Minderheit in der Sowjetunion eine besonders folgenschwere Zeit mit Verfolgungen, Vertreibungen und Diskriminierungen, die die Volksgruppe an den Rand ihrer Existenz brachte.

Für die Russlanddeutschen war der deutsch-sowjetische Krieg eine Katastrophe, die einen jahrzehntelangen Opfergang der Volksgruppe heraufbeschwor: Den enormen menschlichen Verlusten folgte der Verlust der Sprache, Kultur und nationalen Identität.

Laut der Volkszählung von 1939 lebten in der Sowjetunion 1 424 000 Deutsche in überwiegend geschlossenen Siedlungen (95 Prozent gaben Deutsch als Muttersprache an). Bereits lange davor, in einer Atmosphäre der Klassenfeind-, Sabotage-, Schädlinge- und Spionagehysterie, galten die Russlanddeutschen aufgrund ihrer sprachlichen Verwandtschaft mit dem „kapitalistischen“ und später auch „faschistischen“ Deutschland zunehmend als verdächtig.

Mit dem Beginn des deutsch-sowjetischen Krieges am 22. Juni 1941 wurde die sowjetische Politik gegen „verdächtige“ nationale Minderheiten noch radikaler - „Deutscher“ und „Faschist“ bzw. „Fritz“ galten zunehmend immer mehr als Synonyme. Die deutsche Sprache und die deutsche Volkzugehörigkeit wurden den Deutschen, die seit Generationen im Russischen Reich und der späteren Sowjetunion lebten, zum Verhängnis.

„Krieg... Grelle Blitze aus blauem Himmel, / aus Tausenden Kehlen - der Schrei vereint. / Vernichtend die unwiderlegbare Wahrheit: / Er spricht MEINE Sprache, der mächtige Feind...“, diese Zeilen aus den „Kleinen Pömen. Gedichte aus der Kriegszeit (1941-1945)“ von Nelly Wacker (1912-2006) beschreiben den seelischen Zustand vieler Russlanddeutschen zu Beginn des Krieges.

Für die Wolgadeutschen gab es nach dem deutschen Überfall am 22.06.1941 für kurze Zeit zunächst keine grundsätzlichen Veränderungen. Auch unter der deutschen Bevölkerung in der Wolgarepublik herrschte patriotische Stimmung, die anfangs noch intensiv für propagandistische Ziele genutzt wurde. Besonders unter den jungen Wolgadeutschen stieß die Tatsache, dass die Deutschen aus der massenhaften Mobilisierung an die Front ausgenommen waren, auf Unverständnis und Empörung.

Jacob Schmal (1924-2002), ehemaliger Sprecher des Wolgadeutschen Rundfunks, erinnerte sich: „Meine Altersgenossen und ich waren allesamt im Sinne der Partei als Komsomolzen erzogen worden, und wir hatten nur eins im Sinn: Diesen verdammten Krieg zu beenden. Die wehrpflichtigen jungen Wolgadeutschen meldeten sich deshalb



In der Trudarmee. Harte Arbeit am Eisenbahnbau unter Bewachung.

fast ausnahmslos an die Front - nicht weil sie dem sowjetischen Staat so ergeben waren, nein, wir wollten gegen Hitlerdeutschland marschieren, denn der Vormarsch der deutschen Truppen machte uns allen Angst.“

In den ersten Kriegsmonaten (etwa bis Mitte August 1941) wurde in der Sowjetpresse noch ein Unterschied zwischen den „Deutschen“, die die Sowjetunion überfallen hatten, und den Deutschen in der Sowjetunion gemacht. Man könnte sagen, dass bei Kriegsanfang die sowjetische Propaganda noch zugunsten der Russlanddeutschen arbeitete, weil sie davon nur profitieren konnte.

So fanden in den ersten Kriegswochen in der Wolgarepublik vermehrt antifaschistische Versammlungen statt, an denen fast die ganze erwachsene Bevölkerung teilnahm. Die Aufrufe und Appelle an die deutschen Wehrmachtssoldaten, Arbeiter und Bauern wurden in der Sowjetpresse veröffentlicht und in Flugblättern und Radiosendungen propagandistisch gegen Deutschland eingesetzt.

Mitte Juli 1941 wandten sich sogar die führenden Persönlichkeiten der wolgadeutschen Regierung mit einem Appell, der in der Zeitung „Prawda“ (vom 15.07.1941) veröffentlicht wurde: „...Wir wenden uns an Euch, werktätige Bauern Deutschlands, die Ihr von den Hitlerbanden unterdrückt und unterjocht seid: Brüder! Befreit Euch von der Sklaverei der faschistischen Menschenfresser! Vereinigt Euch mit den Arbeitern, um zusammen den Kampf gegen den gemeinsamen Feind zu führen! Lenkt die Waffen gegen Hitlers Mörderbande!... Nieder mit dem blutigen Faschismus! Steht auf zum Kampf für das freie Deutschland!“

Bereits in den ersten Monaten des deutsch-sowjetischen Krieges kämpften auch wolgadeutsche Soldaten an der Vorderfront, vor allem diejenigen, die schon 1939-1940 zum Armeedienst eingezogen waren: Mehr als 33 500 Russlanddeutsche (nach anderen Angaben etwa 46 000), überwiegend Deutsche aus der Wolgarepublik, waren im Herbst 1941 im Einsatz in allen Truppenteilen der Roten Armee, darunter 1605 Offiziere.

Zu Beginn des Krieges waren die wehrpflichtigen Russlanddeutschen an der Front den Vertretern anderer Völker gleichgestellt. Unter den höheren Rängen in allen Truppenteilen der Roten Armee und Seeflotte gab es Hunderte von Russlanddeutschen: General Sergej Wolkenstein, Oberst Nikolai Ochmann, Oberstleutnant Konstantin Wiedemann, Hauptmann Alexander Steinle, Regimentskommissar Johann Michselberg, Oberleutnant Alexander Wagenleitner, Oberleutnant Robert Klein, um nur einige zu nennen.

Unter den Verteidigern der Festung Brest, die zu den Vorposten des deutsch-sowjetischen Krieges gehörte, finden sich die Namen von Major Alexander Dulkeit, Oberstleutnant Erich Kroll, Regimentsarzt Wladimir Weber, Oberleutnant Georg Schmidt, der Soldaten Nikolai Küng, Wjatscheslaw Maier, Alexander Hermann u. a. Elf Russlanddeutschen wurden als Helden der Sowjetunion ausgezeichnet.

„An verschiedenen Frontabschnitten kämpften Leopold Schulz, Michael Disterheft, Mathews Kari, Adolf Bersch, Emanuel Weigel, Theodor Bärwald, Peter Löwen (Lewin), Peter Eisfeld, Heinrich Michaelis, Artur Hein, Rudolf Heinz, Peter Holz, Jakob Bolender, Friedrich Treit, Johann Part, Woldemar Wiedemann, Johann Korb, Albert Hast, Otto Scheck, Peter Roth, Werner Schmidt und viele andere“, schreibt der Autonomieaktivist Johann Kronewald in seinem Beitrag „Jahre der Standhaftigkeit und des Mutes“ in „Heimatliche Weiten“, 1/1985.

Es sind zahlreiche Fälle bekannt, dass Russlanddeutsche ihre Namen änderten, um an die Front zu kommen oder dort zu bleiben. So kämpfte unter dem Namen Peter Löwen als Lewin, der Leutnant Woldemar Wenzel als Wenzow, Friesen als Fresin, der Oberleutnant Beugel als Boitschenko, Seidel als Iwanenko.

Beachtenswert sind die Schicksale von Paul Schmidt (Achmedow) und Georg Richter (Smirnow), die jahrelang mutig an der Front kämpften und am Kriegsende vom sowjetischen Abwehrdienst aufgespürt wurden. Für Schmidt setzte sich kein Geringerer als der Marschall Georgi Schukow selbst ein, so dass er unter seinem richtigen Namen in seine Einheit zurückkehren konnte. Richter dagegen wurden alle Auszeichnungen entzogen, danach bekam er fünf Jahre Lagerhaft.

Das Thema Russlanddeutsche an der Front im „Großen Vaterländischen Krieg“ konnte noch Jahrzehnte nach dem Kriegsende weder publizistisch noch literarisch verarbeitet werden. So war die Veröffentlichung der Dokumentarerzählung von Hugo Wormsbecher (Moskau, damals Mitarbeiter der Zeitung „Neues Leben“) „Deinen Namen gibt der Sieg dir wieder“ auf Anweisung des ZK der KPdSU 1975 gestoppt worden.

„Ich wurde persönlich vorgeladen... Während des Gesprächs stellte es sich heraus, dass ein wachsender ehrenamtlicher Korrespondent der Zeitung „Neues Leben“ aus Mittelasien, ein ehemaliger Trudarmist, sich mit einem erbosten Brief an das ZK gewandt hatte. Nachdem er die Anfangskapitel über Paul Schmidt, der aus der Trudarmee an die Front flüchtete, sich unter fremdem Namen bis nach Berlin durchkämpfte und zuletzt mit einem Orden ausgezeichnet wurde, gelesen hatte, wies er erzürnt darauf hin, dass die Zentralzeitung der Sowjetdeutschen, eine Ausgabe von Prawda, auf ihren Seiten einen Deserteur der Arbeitsfront lobe. Meine Erklärung, dass der angeblich Fahnenflüchtige ja an der Front sein Leben für die Heimat eingesetzt habe und sich die Auszeichnungen des Frontsoldaten nur schwer mit einer Fahnenflucht vereinbaren ließen, wurden anscheinend als annehmbar für einen Bericht an die Vorgesetzten akzeptiert. Die Erzählung, die zum ersten Mal über die Trudarmee und einen sowjetdeutschen Kriegsteilnehmer berichtete, durfte bis zum Ende veröffentlicht werden“, erzählt Hugo Wormsbecher im Interview mit der Verfasserin.

Auch in den ersten Kriegsmonaten wurde von den Heldentaten der Russlanddeutschen in der Sowjetpresse nicht berichtet. Die ein-

zige Ausnahme blieb ein ganzseitiger Beitrag in der Zeitung „Komsomolskaja Prawda“ vom 24.08.1941, vier Tage vor dem verleumderischen Erlass über die Deportation der Wolgadeutschen, über den „Heldentod des wolgadeutschen Komsomolzen Heinrich Hoffmann“ aus dem Dorf Rosental der ASSRdWD, der sich den deutschen Truppen widersetzt hatte und vom Feind brutal ermordet wurde. In der Zeitung war das Komsomolmitgliedsbuch von Hoffmann abgebildet, das von einem Bajonett durchstochen und mit Blut überströmt war.

„Wir sehen das Mitgliedsbuch Nr. 12535944“, hieß es im darunter platzierten Text. „Dieses Mitgliedsbuch gehörte dem mutigen Rotarmisten Heinrich Hoffmann, der von Hitlers Bluthunden grausam zu Tode gemartert wurde. Aus der Republik der Wolgadeutschen gebürtig, war der Komsomolze Hoffmann ein flammender Patriot unserer Heimat. Der Nationalität nach Deutscher, hasste er erbittert die Faschisten... Schwer verwundet, geriet Heinrich den faschistischen Henkern in die Hände. Die Mörder folterten den jungen Helden, jedoch keine Folter konnte seinen Mut brechen. Die gemeinen Faschisten hackten ihm die Arme ab, stachen ihm die Augen aus, schnitten ihm die Zunge heraus...“

Mit den schnellen Erfolgen der deutschen Wehrmacht an den sowjetischen Kriegsfrenen veränderte sich die offizielle Haltung gegenüber den „eigenen“ Deutschen schnell zum Negativen. Da vor allem die ersten Kriegswochen für die sowjetischen Streitkräfte von Niederlagen geprägt waren, gerieten Hunderttausende Rotarmisten in deutsche Kriegsgefangenschaft oder sie kamen ums Leben, darunter nicht wenige Russlanddeutsche.

Schon seit Anfang der Kriegshandlungen gegen Nazi-Deutschland wurden Russlanddeutsche Schritt für Schritt aus den Truppenteilen der Roten Armee ausgesondert. Der Aushebungsprozess verlief in drei Schritten: die erste Etappe von 30.06. bis 7.09.1941, die zweite Etappe vom 8.09.1941 bis Ende Mai 1942, die dritte Etappe seit Juni 1942 bis Mai 1945.

Die erste Aushebungsetappe war nicht direkt gegen Militärangehörige bestimmter Nationalität gerichtet, sondern es ging vor allem um verdächtige, wenig vertrauenswürdige „Elemente“, die defätistische Stimmungen verbreiteten, mit der Sowjetmacht unzufrieden waren oder den Wunsch äußerten, in die deutsche Gefangenschaft zu gehen. In dieser Aushebungswelle gab es nur einige wenige Russlanddeutsche. Trotz der Tatsache, dass sich die Direktive vor allem „verdächtige Elemente“ im Visier hatte, gab es eine Reihe von Kommandeuren, die Russlanddeutsche pauschal, oder auch gezielt, in die Kategorie der „Verdächtigen“ miteinbezogen.

Die zweite Aushebungsetappe begann mit der Geheimdirektive des Staatlichen Verteidigungskomitees der UdSSR vom 8.09.1941 „Über die Versetzung von Armeegehörigen deutscher Nationalität in Bauruppen der inneren Militärbezirke“, auch als „Stalin-Befehl“ bekannt, die eine gezielte Aussonderung von Militärangehörigen deutscher Nationalität aller Ränge aus der Roten Armee und deren Versetzung in die Bauruppen des Hinterlandes verordnete, die Maßnahme sollte bis zum 15.09. abgeschlossen werden. Die Ausführung des Beschlusses fällt zeitlich mit der Ausführung des Erlasses vom 28. August 1941 zusammen.

Im Zuge der Ausführung dieser Direktive wurden die allermeisten Militärangehörigen deutscher Nationalität aus allen Truppenteilen der Roten Armee in kürzester Zeit in die Verbannungsorte hinter den Ural versetzt. Der „Stalin-Befehl“ vom 8.09.1941 bildete den Ausgang zur Schaffung von Arbeitsbataillonen. Ab September 1941 wurden alle Angehörigen der Roten Armee deutscher Herkunft, egal ob Offizier oder Soldat, entlassen und ins Hinterland versetzt. Sie stellten im Herbst 1941 die ersten Einheiten der Arbeitsarmee. Bis zum Jahresende 1941 landeten etwa 15 000 Soldaten und Offiziere der Roten Armee deutscher Nationalität in den Arbeitskolonnen - beim Aufbau von Industriebetrieben, im Berg-, Straßen- und Bahnbau sowie in der Land- und Forstwirtschaft.

Nach „Volk auf dem Weg“
Zeichnung: Viktor HURR

Vorbereitet von Erna BERG

„Viel Rosen habe ich auf meinem Lebensweg nicht angetroffen...“

Das nachstehende Schreiben wurde mir vor Jahren von Abram Fast, unserem unermüdlichen Heimatforscher, überreicht mit den Worten: „Vielleicht lässt sich daraus etwas machen.“ Damals brachte ich den Mut nicht auf, mir diese Geschichte vorzunehmen, obwohl sie mich einfach erschütterte. Schuld daran war nicht zuletzt auch der Umfang der Geschichte, weil die vier Seiten unseres bescheidenen Blattes hätten den Druck nicht bewältigen können. Heute jedoch, an der Schwelle des 80. Jahrestages seit dem Erscheinen des verruchten stalinistischen Ukas vom 28. August 1941 über die zwangsweise Umsiedlung unseres leidgeprüften unschuldigen deutschen Volkes nach Sibirien, Mittelasien und Kasachstan, erinnerte ich mich an diese Lebensgeschichte, niedergeschrieben von Tina HINZ in der Zeitspanne von 1968 bis 1978. Nachstehend bringen wir, zwar nur auszugsweise, die Lebensbeichte dieser leidgeprüften Frau.

„Meine Lebenserfahrungen will ich für meine Kinder so gut ich kann niederschreiben, denn, wenn es ihnen vielleicht nach langer Zeit einfallen wird, es zu lesen, dann werden sie erfahren, was mein Leben hier gewesen ist, dann werden sie mich kennen lernen.“ Diese Worte und den Spruch: „Viel Rosen habe ich auf meinem Lebensweg nicht angetroffen, denn das Wüstenland war heiß, durch das Sein Weg mich führte“, schickt Tina Hinz der Schilderung ihres durchaus nicht leichten Schicksalsweges, das übrigens abertausenden von deutschen Frauen ähnlich ist, voraus.

DAS LEBEN IST WICHTIG, DIE ZEIT EILT DAHIN

Ich wurde am 27. August 1898 geboren. Mein Mädchename war Tina Werner. Mein Vater hieß Johann und wurde am 17. August 1856 in der Stadt Berganski am Dnepr geboren. Er wohnte nicht weit vom Hafan im Dorf Vestiland. Meine Mutter war eine Neufelds Tochter, kam am 06. Mai 1858 im Dorf Steinfeld der Alt-Kolonie Jekaterinoslaw zur Welt und hieß Aganeta. Die Alt-Kolonie lag 100 km entfernt von der Stadt Berganski. Meine Mutter besuchte dort ihren Bruder. So lernten sich meine Eltern kennen, heirateten und blieben vorerst hier wohnen. Mein Vater und mein Großvater wie auch meine Onkeln Jakob und Heinrich arbeiteten in einer Fabrik. Land hatten sie keins.

Nach drei Jahren zogen meine Eltern ins Heimatdorf meiner Mutter um, wo der Vater einige Zeit bei einer Windmühle arbeitete. Als ihnen der erste Sohn, Johann, geboren wurde und zwei Jahre später noch eine Tochter hinzukam, suchte der Vater eine andere Arbeit, weil der Verdienst für die größer gewordene Familie zu klein war. Er machte zu Hause Putzmühlen und Wagen, die er an eine Kempingfabrik lieferte, wo diese dann mit Eisen beschlagen wurden.

Jahre verstrichen. Die Familie wurde größer. Nach Johann und Elisabeth kamen Maria, Heinrich, Abram und Jakob zur Welt. Der Letztere starb aber noch klein, auch der nächste Sohn war nur zwei Jahre alt, als er starb. Dann wurde ihnen noch ein Mädchen geboren, leider ein krankes, und dann war am 27. August 1898 ich - Tina - da. Ich soll damals ein sehr ruhiges Kind gewesen sein, weinte wenig und wo Mutter mich auch hinlegte, blieb ich ruhig und zufrieden.

Die Kinder wuchsen heran und sollten geschult werden. Das Haus wurde zu klein. Ein Baugrundstück hatten wir nicht, so mietete Vater bei einem Gutsbesitzer ein Haus. In der Nähe waren ein großes Stück Land, das dem Gutsbesitzer gehörte, und ein Fluss. Hierher brachten die Bauern ihr Vieh zur Weide. Mein Vater machte hier den Verwalter. Er passte im Sommer auf das Vieh auf

und lieferte es im Herbst ab. Wir wohnten im Haus des Gutsbesizers. Es war sehr groß. Wir nahmen nur einige Zimmer ein. Mein Vater verdiente nicht schlecht, und wir hatten zudem freie Wohnung.

Ich war schon vier Jahre alt, als mein kleines Schwesterchen krank wurde und ins Krankenhaus kam. Aber nichts half ihm und es starb im Herbst. So war ich wieder die Kleinste.

Im Winter gab es dann keine Arbeit mehr. Der Gutsbesitzer verkaufte das Haus und das Land. Wir zogen ins Dorf Steinfeld zurück, wo der Vater ein kleines Haus ohne Garten kaufte. Das Dorf hatte sechs Straßen und wir wohnten auf der Letzten am Ende. Da gab es eine tiefe Schlucht und unten war es ganz finster. Da spielten wir Kinder oft versteckt. Unweit von unserem Haus floss ein Fluss in den Dnepr. Hier angelten wir Fische, auch Krebs gab es da. Es war im Sommer für uns Kinder eine Lust, die Zeit hier zu verbringen.

Vater arbeitete zu Hause an der Hobelbank. Er bastelte Kommoden, Tische und anderes mehr aus Holz. Im Winter hatten sich meine Eltern übernommen, Seidkokonen zu spinnen. Es gab davon sehr weiche Wolle für Strümpfe. Ich half, die Kokonen, die etwa so groß wie ein Taubenei waren, zu verpullen. Mama, Elisabeth und Papa spannen den Winter über die Wolle zusammen, um sie dann zu verkaufen. Das war unser Verdienst.

Im Frühling übernahm mein Vater alle Holzarbeiten bei einem Kirchenbau in einer Stadt drei Kilometer von unserem Dorf. So zogen wir auch dort hin. Hier wurde uns noch ein kleiner Bruder, Jakob, geboren. Wir bekamen unweit von der Arbeitsstelle, wo die Kirche gebaut wurde, ein schönes Haus. Es gehörte dem Papst und lag neben einem Markt.

Bei uns gegenüber wohnten in einem zweistöckigen Haus reiche Juden. Laut ihrem Glauben war es bei ihnen nicht Sitte, am Sonntag irgendetwas zu tun. Sie fragten unsere Mama, ob ich und mein Bruder vielleicht am Sonnabend die Lichter bei ihnen anzünden könnten. Die würden uns dafür drei Rubel im Monat bezahlen. Mein Bruder war sieben Jahre älter als ich. So gingen wir immer am Sonnabend und zündeten dort die Talglichter an. Oft bekamen wir von ihnen etwas zum Essen, Bonbons oder auch schöne Äpfel. Wir brachten alles nach Hause, denn wir waren ja arm.

Meine ältesten Geschwister - Johann, Elisabeth und Maria - dienten alle. Johann diente bei einem Farmer, Elisabeth als Magd und Maria als Kindermädchen. Ich, Abram, Heinrich und der kleine Jakob waren zu Hause. Heinrich half dem Vater in der Werkstube. Er war 16 Jahre alt, ein guter Junge und immer so gehorsam. Er hatte sich



Reproduktion des Gemäldes von Sergej und Alexej Tkatschjows „Heldenmutter Wera Petrowna Paketowa“ aus dem Triptychon „Familie“, 1964.

alle Hobels, und sogar eine Fidel selbst gemacht. Wie der Vater, der auf mehreren Musikinstrumenten spielte, war auch er ein großer Musikliebhaber. So verging der Sommer. Vater war mit seiner Arbeit bei der Kirche fertig. Der Papst sagte zu ihm, er kann im Haus wohnen bleiben, wenn er wolle.

Es war ja schon spät im Herbst, November Monat. Da wurde unser Heinrich krank. Es wurde damals gesagt, es sei Nervenfieber, aber es war Typhus. Liese, Johann und Maria waren alle schon nach Hause gekommen, weil im November alle Dienstleute für einen Monat Urlaub bekamen. Elisabeth hatte einen sehr schlimmen Finger. Der Arzt sagte es sei Wurm. Sie musste viel Schmerzen leiden und wanderte oft die Nacht hindurch im Zimmer umher. Johann, Maria, Abram und Mama bekamen auch Typhus. Nur Vater, ich und die beiden Kleinen waren gesund. Es war ein ganzes Lazarett und der Arzt kam jeden Tag zu uns.

Ich war oft draußen. Der Fluss war nicht weit von uns, da waren immer Kinder auf dem Eis. Der Vater hatte es schwer mit all den Kranken und wurde bald nicht mehr allein mit all den Arbeiten fertig. So musste ich mit den Kindern helfen. Besonders schlecht ging es dem Heinrich. Eines Tages sagte er zum Vater: „Ich werde nicht mehr gesund werden. Ich werde sterben. Ich gehe zum Heiland. Mama, weine nur nicht.“

So war es dann auch. Heinrich schlief für immer ein und wurde im Dorf bei den Großeltern begraben. Es war schwer für uns alle, besonders für die Eltern. Mama ging es doch besser, aber sie war noch sehr schwach. Aber Gott hatte wieder Gnade, denn alle anderen wurden wieder gesund.

Es wurde Frühjahr. Es war Ostern und die neue Kirche sollte eingeweiht werden. Wir gingen auch zur Kirche. Es war eine große Kirche, hoch oben stand der Chor. Es waren sehr viele Menschen da. Die Lieder konnten wir verstehen, aber was der Papst sprach verstanden wir nicht, denn er sprach auf Slowenisch. Es wurde spät, als wir nach Hause kamen. Am letzten Osterfeiertag holte der Papst unseren Vater zu sich. Die Menschen hatten viel Paski (eine Art Ostergebäck - hier und weiter Vermerke des Verfassers) zum Einsegnen mitgebracht,

so durfte Vater sie mitnehmen. Die Mutter röstete sie und wir hatten für einige Zeit Brot. Wir waren ja arm und mussten uns alles kaufen.

Im Haus des Papstes wohnten wir drei Jahre, dann zogen wir zurück ins Dorf, wo unsere Großeltern wohnten. Dort vermeldete sich der Vater als Hirte. So konnten wir im Haus, das für Hirte gebaut war, wohnen. Es war ein großes Dorf mit mehreren Straßen. Wir wohnten dicht an einem großen Fluss, in dem es viele Fische und Krebse gab. Der Vater musste mehrere Herden hüten, so nahm er sich eine Familie zur Hilfe an. Die hüteten die Pferdeherde dann am Tag und Vater mit meinem Bruder des Nachts.

WIR REISEN NACH SIBIRIEN

Man schrieb das Jahr 1906. Unser kleiner Jakob starb im vergangenen Sommer an Scharlach. Ich war sieben Jahre alt und wieder die jüngste in der Familie. Vaters Eltern und Geschwister waren nach Sibirien gezogen. So wurde sich mein Vater auch einig, dorthin zu ziehen. Die Mutter wollte es nicht. Aber der Vater sagte: „Sollen die Kinder immer nur unter fremden Leuten dienen. Das kann ich nicht ertragen. Wir wohnen in einem fremden Haus, haben keinen Garten, kein Land und keine Arbeit. Wenn wir in Sibirien auch Pacht für das Land zahlen müssen, ist es doch besser als hier.“

So fuhren wir im Dezember 1906 mit dem Zug nach Sibirien, nach Omsk. Es war oft kalt im Wagon, obwohl es hier einen kleinen eisernen Ofen gab. Doch hörte man auf, ihn zu heizen, war es sofort wieder kalt. Es war traurig, denn die Mutter weinte. Ihre Eltern und Geschwister hatte sie zurückgelassen. Der Vater tröstete sie, dass die Kinder nicht mehr bei fremden Leuten zu dienen brauchten. Er hatte seinem Bruder schon etwas Geld geschickt und der hatte uns auch schon ein Haus gekauft.

Je näher wir zum Ziel kamen, desto kälter wurde es. Das Land, wo wir uns niederlassen sollten, lag 80 Werst ab von der Stadt Petropawlowsk. Onkel Jakob holte uns von der Station Rajewka ab. Jetzt waren wir in Sibirien, im so genannten Verbannungsort. Der Onkel hatte unser Haus bis zum 1. Mai verpachtet. So wohnten wir vorerst bei ihm. Meine Eltern hatten noch etwas Geld von der weiten Reise übrig, wofür sie sich drei Pferde und eine Kuh kaufen konnten. So fingen meine Eltern an zu wirtschaften. Die Möbel hatten wir vor der Abreise

alle verkauft. Mein Vater kaufte Holz und machte selbst Bette, Kommoden, Tische, Stühle, Bänke, alles was wir brauchten. Die dazu nötige Gerätschaft hatte der Vater mitgebracht. Er machte auch einen Wagen, eine Putzmühle, eine Fuchtel und anderes, was wir in der Wirtschaft brauchten.

Der Winter verging, wir zogen in unser Haus und es ging an die Arbeit. Der Garten wurde gepflügt, Kartoffeln gepflanzt, Weizen, Gerste und Hafer gesät. Alles wie bei richtigen Bauern. Es war für mich so ungewohnt: Einen eigenen Garten zu haben, in dem meine Geschwister schöne Blumen, Gelbrüben, Tomaten, Kraut und anderes mehr züchteten. Also alles, was der Mensch zum Leben brauchte. Am Abend nahm der Vater gewöhnlich die Fidel. Er spielte, und Mama mit meinen Geschwistern sangen.

Vaters Lieblingslieder waren: „Mich verlangt nicht nach Schätze, nicht nach Ehre der Welt“ und „Wie sollt ich müßig bleiben im reifen Erntefeld“. So verfloß die goldene Zeit im Elternhaus. Uns wurde noch ein Brüderchen geboren. Ihm wurde der Name Jakob gegeben. Der eine Jakob war gestorben und dieser sollte groß werden. So waren wir 14 Geschwister gewesen, elf Jungs und drei Mädchen. Das wäre eine schöne Zahl, wenn sie alle groß geworden wären.

Der erste Sommer in Sibirien kam. In der Nähe von unserem Haus begann ein großer Wald. Im Juli gab es hier viele Erd- und Steinbeeren. Nur ein paar Schritte und wir waren im Wald, konnten uns hinsetzen und Beeren pflücken. Es war keine große Arbeit, einen Eimer voll zu sammeln. Zu Hause kochte die Mutter die Beeren für den Winter ein.

Die Ernte rückte heran, der Weizen wurde reif. Dann sagte Vater: „So Kinder, jetzt geht's an die Arbeit. Ich und Johann werden das Getreide mähen, und ihr werdet es zu Garben binden.“ Es gab so viel Neues zu schaffen. Ich und Abram mussten den kleinen Jakob betreuen. Etwas Getreide konnte dann auch verkauft werden. Wie viel der Vater für die Pacht - es war ja Kronland - zahlte, das weiß ich nicht, aber wir hatten Brot, und die Geschwister brauchten nicht mehr bei fremden Leuten dienen.

Bild: takiedela.ru

(Fortsetzung auf Seite 10)

Vorbereitet von Erna BERG

„Viel Rosen habe ich auf meinem Lebensweg nicht angetroffen...“

(Fortsetzung von Seite 9)

Im Winter arbeiteten Vater und Abram an der Hobelbank. Sie machten Möbel für die Leute. Eines Abends waren ich und die Mutter allein zu Hause. Der Vater war ins Dorf zum Gemeinderat gegangen. Die Bauern wollten einen Lehrer mieten. Es waren nur zwölf Familien und wenig Kinder, so wollte sich keiner diese Arbeit übernehmen. Schließlich willigte sich ein Mädchen ein, den Kindern das Schreiben, Lesen und Rechnen beizubringen. So wurde es auch eingestellt.

Es war gegen acht Uhr abends, da wurde es auf einmal sehr laut auf unserem Hof, der Schnee knirschte. Mama schaute zum Fenster raus. Im Hof waren einige Schlitten und fremde Männer. Einige kamen herein und fragten nach dem Vater. Ich musste schnell den Vater holen, zum Glück war er nicht weit. Vater kam und wir erfuhren endlich, was die Männer wollten. Der Vater hatte im Herbst einem Kirgisen zwei Säcke Kartoffeln gegeben und jetzt brachte er uns zum Dank Brennholz. Mama kochte noch Tee und alle saßen einige Zeit zusammen und unterhielten sich. Dann fuhren die Männer weg. Am anderen Tag fing der Unterricht in der Schule an. Auch ich ging zur Schule. Es gefiel mir hier, aber die Freude hielt nicht lange an. In zwei Monaten wurde die Lehrerin krank und aus war es mit der Schule.

Es wurde wieder Frühling und dann Sommer. Wieder sammelten wir Beeren im Wald. Dann heiratete meine Schwester Elisabeth. Im Juli feierte mein Bruder Hochzeit mit Lina Janzen. So zerstreute sich unsere Familie allmählich.

DAS SCHICKSAL FÜHRT UNS IN DEN ALTAI

Nach der Ernte 1908 erfuhren wir, dass es in Barnaul viel freies Land gibt. So fuhren Vater und noch etliche Männer dorthin. Als sie zurückkamen, erzählten sie, dass es dort schon mehrere deutsche Dörfer gibt und schon Bodenstücke für andere Dörfer zugeschnitten sind. Es waren Grünfeld, Rosenwald, Nikolaipol und Schöntal. Man teilte jeder Wirtschaft 60 Desjatinen (Flächenmaß = 1,09 Hektar) Land zu. Die Grundstücke wurden verlost. Vaters Los fiel auf Nikolaipol.

Den Winter aber mussten wir noch am alten Wohnort bleiben, weil unser kleiner Jakob krank war. Er hatte Solotucha (zu Deutsch: Skrofulose) und war ganz blind geworden. So wollte der Vater erst im Frühjahr fahren. Er suchte nach einem günstigen Tarif für die Zugreise, denn wir wollten unsere Pferde, den Wagen und alles andere Hausgerät mitnehmen. Aber daraus wurde nichts.

Vater beschloss daher, im März 1909 mit Schlitten zu fahren. Es wurden Schlitten hergestellt. Auf einem gab es eine Holzbude mit einem Fenster. Von Innen war sie mit Koschma (zu Deutsch: dünner Filz) ausgeschlagen, damit sie warm blieb. Auch gab es darin einen kleinen eisernen Ofen. Noch zwei Schlitten waren für die Hausgerätschaft bestimmt.

Im März ging es dann los. Johann mit seiner Frau, Vater und Mutter, Maria, Abram, ich und der kleine Jakob reisten in der Bude. So fuhren wir den Irtytsch entlang bis zur Stadt Omsk. Wir übernachteten in



Um in den Hungerjahren zu überleben, sammelte man in den Feldern Ähren.

schönen Russendörfern. Endlich erreichten wir Pawlodar. Im Dorf Nadarowka ruhten wir uns einen vollen Tag aus und fuhren dann in Richtung Slawgorod weiter. Bis zu Slawgorod brauchten wir insgesamt 18 Tage.

In Slawgorod übernachteten wir und fuhren unserer neuen Heimat entgegen. Um vier Uhr nachmittags kamen wir in Nikolaipol an. Es war Sonntag, als wir beim Brunnen der Familie Beckers Halt machten. Es wohnten hier nun schon sehr einige sechs Familien, die im Notfall einander halfen. Den anderen Sonntag war Ostern und danach fingen die Eltern an, eine kleine Semljanka (zu Deutsch: Erdhütte) zu bauen. Es war Anfang April. Der Schnee war schon ganz weg. Sie hoben Erde aus, bedeckten den entstandenen Raum mit Wiessoden (zu Deutsch: Rasenziegel). Vater machte einen Herd zum Kochen und noch einen eisernen Ofen, denn es sollte für den vierjährigen Jakob, der krank und blind war, warm sein. Über der Straße wohnte Frau Penner, bei der wir uns jeden Tag Milch für den Kleinen holen durften.

Es gab viel Arbeit. Den ersten Sommer konnten wir noch nichts säen, weil das Land erst bearbeitet werden musste. So bauten die Eltern ein Haus. Es kostete unser ganzes Geld. Wir bekamen zwar eine Mithilfe von der Regierung, so etwa 1050 Rubel. Dafür kaufte der Vater eine Mähmaschine und Holz.

Es kamen immer mehr Menschen ins Dorf, so dass es bald schon 40 Familien waren. Jede Wirtschaft bekam 60 Desjatinen Land, das Eigentum war. Unsere Nachbarn waren Reimers. Sie hatten zwei Mädchen und zwei Jungs.

Der Herbst kam. Das Haus war fast fertig. Eines Tages, es war Oktober, fuhr Vater in die Stadt, um für den Winter Lebensmittel einzukaufen. Der kleine Jakob war sehr unruhig und fragte stets nach dem Vater. Dieser kam erst spät abends nach Hause. Der Kleine wollte gleich zu ihm. Vater nahm ihn auf den Schoß. Jakob legte sein Köpfchen an seine Brust und sagte noch: „Du, mein lieber Vater!“ Dann schloss er die Augen und wurde ganz still. So starb der arme Junge. Wir weinten alle. Meine Eltern hatten schon viel Kummer erlebt und schon manches Kind zu Grabe getragen. Ihr Leben ist Mühe und Arbeit gewesen. Von 14 Kindern waren ihnen nach Jahren nur fünf geblieben. Und wieder war ich die Jüngste. Im November

heiratete unsere Maria einen Franz Eckert aus unserem Dorf, und die Familie wurde noch kleiner.

Die Zeit lief vorwärts. Die Saatzeit rückte heran. Das Land hatte Vater noch im Herbst gepflügt. Nach der Saat gingen wir ans Ziegelmachen, denn wir wollten einen Stall und eine Scheune bauen. Ich war damals zehn Jahre alt, musste aber auch schon tüchtig mithelfen. Ich und Anna legten die Formen zurecht, Johann und Abram brachten den Lehm herbei und Vater machte den Lehm in die Formen. So wurden Tausende von Ziegeln gemacht.

Es war um die Pfingsten. Unsere Nachbarn fuhren nach Pawlodar. Ihr Sohn Jakob war damals 18. Er sollte zu Hause bleiben und die Wirtschaft besorgen. Er brachte das Vieh zur Weide, legte sich nachher gemütlich auf die Bank und schlief. Da er aber das Kalb vergessen hatte, brüllte dies laut. Mutter schickte mich, um nachzusehen, wo der Jakob steckte. Ich ging nur unwillig, aber bei uns gab es kein „Nein“. Meine Hände waren voll Lehm. Als ich den schlafenden Burschen sah, rief ich ihm zu, er soll aufstehen. Aber er schlief weiter. Da streifte ich den Lehm von den Händen, schmiss nach ihm und lief davon. Als er abends meinem Bruder von diesem Streich erzählte, meinte der: „Und du hast sie nicht bestraft?“ - „Wozu?“, war Jakobs Antwort. „Sie soll doch Mal meine Frau werden.“

So floss meine Kindheit dahin. O, du goldene Kindheit! Keine Sorgen, unter dem Schutz der Eltern und von ihnen heiß geliebt. Wenn Vater was sagte, gehorchten wir ihm aufs Wort.

JUGEND, WIE BIST DU SO SCHÖN!

Meine Eltern liebten Gesang und Musik. Immer gegen Abend in der Dämmerstunde nahm mein Vater die Fidel und spielte. Es wurde viel gesungen. Dann wurde die Lampe angezündet und jeder ging seiner Arbeit nach. Jeder wusste genau, was er zu tun hatte. Damals lebten die Menschen fromm. Alle gingen zur Versammlung, Jung wie Alt. Auch ich ließ mich bekehren und war froh und glücklich.

So kam das Jahr 1913. Ich war 15. Meine Eltern hatten Glück mit Vieh, hatten sich schön herausgebaut. Sie hielten vier Kühe und acht Pferde. Gott hatte sie gesegnet! Meine Großmama und ihre beiden Schwestern waren auch mit ihren Kindern in unsere Nähe gezogen. Tante Suse wohnte in un-

serem Dorf und Tante Margareth in Schumanowka. Meine Schwester Elisabeth zog nach Markowka, unweit von Slawgorod, wo sie sich eine Wirtschaft kaufte. Es kamen immer mehr Menschen vom Süden. So bekamen auch wir noch Nachbarn über die Straße – Jakob Reger. Die Regers hatten fünf Kinder: Isaak und Peter, Maria und Greta, Anna, in meinem Alter, und Justina war die Jüngste. Die beiden Ältesten waren im Alter meines Bruders. Wir alle wurden gute Freunde.

Es kam der schöne Sommer. Eines Sonntags hatte mein Bruder Besuch. Es waren Isaak und Peter Reger und Jakob Reimer. Isaak kam zu mir und sagte sein Anliegen. Ich sagte ihm: „Ich sei noch jung, an Heirat denke ich noch nicht. Niemand kann zwei Herren dienen, der Welt und dem Gott.“ Damit war die Sache abgetan.

Nach etlichen Monaten heiratete mein Bruder Abram eine Derksen Maria aus Grünfeld. Sie waren nur kurze Zeit zusammen, da wurde er zum Dienst gezogen. Am letzten Abend kamen seine Freunde zum Abschied. Auch Jakob Reimer war da. Als er plötzlich in mein Zimmer kam, erschrak ich. Er setzte sich an den Tisch und sagte: „Tina, ich muss und will es dir heute sagen, dass ich dich schon als kleines Mädchen geliebt habe. Ich weiß, dass du noch jung bist, aber sagen muss ich es dir, um zu wissen, ob du mich auch liebst.“

Er ging fort und ich blieb allein. Ich setzte mich ans Fenster und schaute in die Nacht. All die Jahre meiner Kindheit zogen in meinen Gedanken vorüber. Jetzt sollte ich mein ganzes Lebensglück schon selbst wählen. Die Bibel sagt in den Sprüchen 21, 24: „Jedermanns Schritte bestimmt der Herr, welcher Mensch versteht seinen Weg.“ Ich war mich meinen Gefühlen noch nicht sicher.

Den anderen Tag fuhr Abram in den Dienst. Wir waren alle traurig darüber, aber es musste so sein. Das Leben gleicht dem Sommertag, ist an Licht und Schatten reich. Bald bekamen wir einen Brief von ihm. Er war in Omsk auf der Station Moskalenko. Es ging ihm nicht schlecht. Das war für uns allen ein Trost.

Nach einem Monat besuchte uns meine Schwester Lisa mit ihren drei Kindern. Es war Sonnabend. Es wurde unter Gesprächen spät bis alle sich zum Schlafen fertig machten. Ich trug noch das Wasser raus. Da stand Jakob Reimer plötzlich vor mir. Er wollte eine Antwort

auf sein Anliegen. Ich sagte: „Du weißt, in Gesellschaft kann ich nicht gehen, meine Eltern erlauben es mir nicht.“ - „Ja, Tina, ich weiß alles von deinem Bruder. Ich werde die Zeit abwarten, wenn ich weiß, dass du mich liebst. Du darfst dir keine Sorgen machen. Ich warte auf dich!“ Er gab mir damals schon einen goldenen Verlobungsring. Ich gab ihm die Hand und versprach, ihm treu zu bleiben. Damit gingen wir auseinander. Den Ring aber hat keiner bei mir gesehen, ich trug ihn nicht. An jenem Abend wurde mir klar, dass ich ihn liebte. Er sollte mein Lebensgefährte werden.

Die Zeit verging. Unsere Lebensjahre flogen wie der Strom zum Ozean. Oft verweilten meine Gedanken bei ihm. Oft des Abends nahm mein Vater die Fidel, ich die Zitter oder die Gitarre und wir spielten und sangen. Meine Mama konnte sehr schön singen. Mehrere Abende saß ich in meinem Zimmer und las viel in Büchern.

Wir sahen uns nur selten, es sei denn am Sonntag in der Versammlung. Die Zeit eilte und wir mussten mit ihr. So kam das Jahr 1914. Es war im Juli. Da kam die Nachricht vom Krieg. Es gab ein Schreck im ganzen Dorf. Mancher Mann musste an diesem Tag von seinen Nächsten Abschied nehmen, manche für immer. Auch mein ältester Bruder wurde einbezogen. Seine Familie kam zu uns. Auch Jakob Reimer musste zum Dienst. So waren wir für einige Jahre getrennt. Mein Bruder kam nach Tomsk und Jakob wurde in die Taiga geschickt. Ich bekam von ihm nur von seiner Schwester zu hören, wenn sie einen Brief bekam.

Der Herbst kam und mit ihm die Erntezeit. Es war schwach mit Arbeitskraft. Ich, Vater und Anna mähten das Getreide. Es ging langsam, aber wir vollbrachten es. Das mit dem nach Hause fahren ging schon besser. Ich und Anna holten das Getreide vom Feld, Vater und Mutter droschen es mit Steinen. Das ausgedroschene Getreide putzten wir abends und brachten es in die Scheune. Wir waren noch nicht fertig mit den Erntearbeiten, als ein Telegramm aus Omsk eintraf. Großvater war beim Sterben und wollte Vater noch einmal sehen. Vater musste fahren. Zwei Tage war er noch bei Großvater, der dann ruhig heim ging. Er war 92 Jahre alt.

Es wurde Winter. Nach Weihnachten fing der Unterricht für die Jugend an. Tina Reimer kam zu mir und sagte: „Wollen wir doch auch gehen, es wird uns gut tun. Es ist Gottes Schule, wo man Gottes Wort lernt.“ So wurden wir uns einig, zu gehen. Ich war kaum 17. Wir lernten den Katechismus. Es wurden Fragen gestellt und wir mussten darin die Antwort finden. Dann wurden wir geprüft und an Pfingsten wurden wir im Dorf Rheinfeld von dem Ältesten Prediger Hildebrandt getauft.

Wieder wurde es Frühling und dann Sommer. Keiner von unseren Männern war nach Hause gekommen. Der Krieg war noch nicht zu Ende, nur Briefe kamen manchmal. Die Aussaat hatten ich und Vater alleine geendet. Wir hatten ja schon im vergangenen Herbst so mehr alles gepflügt und im Frühling besäten wir das Land mit der Sämaschine.

Bild: www.quora.com

(Fortsetzung auf Seite 11)

Vorbereitet von Erna BERG

„Viel Rosen habe ich auf meinem Lebensweg nicht angetroffen...“

(Fortsetzung von Seite 10)

Es war das Jahr 1916, als mein ältester Bruder im März zu Ostern nach Hause kam. Er hatte die Erlaubnis bekommen, zur Saatzeit nach Hause zu fahren. Wir waren alle so froh! Er war schon drei Jahre weg von zu Hause. Seine kleine Tochter Anna hatte ihn schon vergessen. Besonders freute ich mich, denn wir hatten schon eine große Wirtschaft: acht Pferde, sechs Kühe und noch Jungvieh. Dazu kamen noch Johanns drei Pferde und zwei Kühe. Es musste alles besorgt werden. Wir hatten es alle nicht leicht.

Es war Montag. Wir machten uns zu Ostern fertig. Da sah ich plötzlich einen Mann kommen. Es war Jakob Reimer. Seine kleine Schwester Justine lief ihm entgegen. Als mein Vater aus dem Laden kam, erzählte er, dass Julius Warkentin, Johann Dück und Jakob Reimer auch nach Hause gekommen waren, um ihren alten Eltern zu helfen. Es war für alle eine Freude und Hoffnung, dass der Krieg bald sein Ende haben könnte.

Wir hatten in der Gemeinde einen großen Chor: 15 Mädchen und drei Männer. Jeden Abend übten wir Osterlieder. Eines Abends traten mein Halbbruder Julius Warkentin, Johann Dück und Jakob Reimer zur Tür herein. Wir begrüßten uns herzlich. Nachher gingen wir zusammen nach Hause. Ich hatte Jakob noch nicht angeschaut. Ich wusste ja nicht, wie es mit uns weiter gehen wird. Mein Herz tat weh. Eine aufrichtige erste Liebe kann nie sterben und auch nicht ausgelöscht werden. Die bleibt so lange wie ein Mensch lebt. Später saß ich in meinem Zimmer und dachte an mein Leben. Es waren seitdem, als wir uns versprochen hatten, treu zu bleiben, Jahre verflossen. Ich hatte ihn schon geliebt, als ich noch nicht wusste, ob er mich auch liebt. Sollte ich mich getäuscht haben? Die Tränen flossen, ohne dass ich es wollte. Ich wusste von Tina Reimer, dass seine Mutter gegen unsere Liebe war. Wie wird es werden? Ich war dem Schicksal überlassen.

Es verging eine Woche nach den Ostern. Es gab Gerüchte im Dorf, dass Jakob Reimer eine andere freien wollte, dass um mich ein gewisser Abram Deliski warb. So ist es eben im Dorf, wo Jedermann einander kennt. Aber eines Abends stand Jakob plötzlich vor mir. Ich fand keine Worte. Gut, dass es finster war, denn obwohl ich mich stark halten wollte, konnte ich meine Tränen nicht aufhalten. Als wir dann den Gartenweg entlang gingen, sagte er: „Liebe Tina, ich bin heute gekommen, um zu fragen, ob du mich noch liebst. Ich bin noch derselbe, was ich einst war, und ich sehe, dass auch du dieselbe Tina noch bist.“

Lange schwieg ich. Dann sagte ich endlich: „Ja, ich bin noch dieselbe und werde so auch immer bleiben. Hier ist dein Ring, den du mir vor fünf Jahren gabst. Ich habe ihn nicht an der Hand getragen, aber im Herzen. Ich gebe dir damit dein Versprechen zurück. Deine Eltern wollen es nicht haben. Des Vaters Segen baut den Kindersegen und Mutters Fluch reißt nie wieder. Die Liebe zu dir, Jakob, werde ich behalten in meinem Herzen bis ich sterbe, aber ich will das Schicksal annehmen, so wie es kommen wird.“

So sprach ich mir all mein Kummer vom Herzen. Er hörte mich geduldig zu und lies mich ausreden. Dann sagte er: „Tina, was ich dir versprochen

habe, das bleibt. Deine Liebe ist geprobt. Ich habe heute mit meinen Eltern eine Aussprache gehabt und sagte ihnen, dass ich mein Lebensglück selber bestimmen will und dass du meine Frau werden sollst, wenn Gott uns nicht trennen wird.“

Dann schwieg er eine Weile, nahm meine Hand und tat den Ring an meinen Finger. „So, Tina, jetzt sind wir verlobt. Gott wird uns seinen Segen geben.“

WIR STEIGEN INS GEMEINSAME LEBENSSCHIFFLEIN

Die Zeit lief unaufhörlich. Die Jahreszeiten wechselten einander nach üblicher Weise ab. Es kam das Jahr 1917. Meine zwei Brüder, Johann und Abram, auch Jakob Reimer und sein Bruder Kornelius kamen nach Hause. Der Letztere brachte sich eine russische Frau mit.

Um 14 Tagen, es war Sonntag, kam Jakob zu uns. Als er sein Anliegen ausgesprochen hatte, sagte mein Vater: „So viel ich weiß, lieber Jakob, ist deine Mutter dagegen, dass du Tina heiratest. Wenn ich handeln sollte nach meinem Willen, würde ich 'Nein' sagen. Nicht weil ich dich nicht haben will, nein, wegen deiner Mutter. Aber ich will mein Kind nicht unglücklich machen. Ich will euch meinen Segen geben.“

Jakob stand auf, ging auf den Vater zu, gab ihm die Hand und sagte: „Ich will euch ein guter Sohn und ein treuer Mann für eure Tochter sein.“

Am 28. Februar fand dann die Verlobung statt. Es folgte unsere Brautzeit und am 11. März 1917 war unsere Hochzeit. Vier Tage blieben wir noch bei meinen Eltern, dann zogen wir in die Sommerstube von Peter Isaak. Vater gab uns eine schöne Kuh, Mehl und alles, was wir brauchten. Wir kauften uns in Iljinka zwei Ferkel. Die Isaaks, bei denen wir die Sommerstube mieteten, hatten sechs kleine Kinder, so half ich der Frau, wo ich nur wusste und konnte.

Ich ging nicht gern zu seinen Eltern, überwand mich aber, denn ich wollte meinem Mann nicht wehtun. Gewöhnlich nahm ich ein Stück Butter mit, denn die hatten nur eine Kuh und waren sechs Menschen: Kornelius mit seiner Frau, Tina, Justa und die Eltern.

Schwer fiel es mir auch, wenn wir meine lieben Eltern besuchten. Dann tat es mir beinahe leid, dass ich von zu Hause weggegangen war, obwohl auch für Jakob das Haus meiner Eltern ein geliebtes Heim wurde. Wie auch früher sangen wir viel. Mein Jakob spielte ja auch all die Lieder auf der Harmonika. Aber ich ahnte es wohl damals schon, dass mein Lebensglück nur auf eine kurze Zeit war.

14 Tage vor Pfingsten beschlossen wir, uns ein Haus zu bauen. Mein Vater gab uns Geld für das Holz. Vorübergehend durften wir mit Erlaubnis von Jakobs Vater, ihre Scheune zum Wohnen im Sommer einrichten. Wir taten es auch und hatten uns bald ganz gut eingerichtet, machten einen Ofen zum Kochen und einen zum Backen. Zu Pfingsten hatte ich dann Zwieback, Prjaniki und Rosinenkuchen gebacken und eine Obstsuppe gekocht. Jakobs Eltern bekamen Besuch und ich beherbergte sie alle. Am Abend besuchten wir noch meine Eltern.

Nach Pfingsten gingen wir mit Jakobs Bruder Kornelius an die Arbeit am Haus. Es sollte ein Doppelhaus werden. Es dauerte nicht lange, da

standen die Wände, dann wurde gedeckt und geschmiert. Bis zur Erntezeit hatten wir alles fertig. Es war alles schön eingerichtet. Jeder hatte seinen eigenen Eingang, seinen Stall und Garten. Ich konnte mir von allem pflanzen. Als die Ernte aufgeräumt war, kochte ich sieben Eimer Sirup von Gelbrüben, legte ein Fass Gurken ein. Wir schlachteten noch zwei Schweine, hatten unser eigenes Brot. Der Herr hatte uns gesegnet, und wir konnten uns ein Pferd kaufen.

So kam der Winter. Wir hatten es schön warm drin, waren glücklich und zufrieden. Weihnachten näherten. Am 25. Dezember 1917 wurde uns ein Sohn geschenkt. Er bekam den Namen Kornelius. Er wurde zum allgemeinen Liebling. Aber der Herr hatte es anders beschlossen. Unser Erstling wurde uns nur für eine kurze Zeit geschenkt. Im November 1918 wurde Jakob für 14 Tage in den Dienst gerufen. Es war immer noch nicht ganz Frieden im Land. Der Kleine sehnte sich sehr nach seinem Vater. In einer Woche wurde er krank. Als Jakob nach Hause kam, war der elf Monate alte Sohn sehr froh. Er ging ihm überall nach, wurde aber immer schwächer. Kein Arzt konnte ihm helfen. Mein Liebling starb in meinen Armen. Es war der 18. November 1918. So trugen wir ihn zu Grabe. Es war nachdem so leer im Haus, und wir wohnten einen ganzen Monat bei Jakobs Eltern.

Gott legt Leiden auf, aber er hilft auch tragen. Am 6. April 1919 wurde uns ein Töchterchen geboren. Es bekam den Namen Aganeta, nach meiner Mama. Es war uns allen eine Freude.

Dann kam auf uns eine schwere Zeit. Im September bekam meine Mutter Typhus. Als sie sich besser fühlte, erkrankten zuerst Vater, dann meine Brüder. Im November ging es ihnen schon ziemlich besser, aber da wurde ich krank. Die kleine Neta war erst sieben Monate alt. Ich war 14 Tage bewusstlos. Es war Kopftypus. Es ging nur langsam zur Besserung. Als ich gesunder wurde, erkrankte Jakobs Mutter und starb bald darauf. Aber Gott schenkte Gnaden und alle anderen wurden wieder gesund.

Es kam das Jahr 1920. Es brachte eine schöne Ernte. Aber dann kam der schreckliche Monat August, wo der Tod so grausam seine Beute wegraffte. Meine Mutter lag wieder krank an Typhus. Trotz der guten Ernte waren wir ohne Brot geblieben, weil wir viel Getreide an die Regierung abgeben mussten. Immer noch gab es im Land keinen Frieden. Der Bürgerkrieg tobte. Die Roten und die Weißen wechselten in den Dörfern die Pferde. Die Weißen nahmen sich außerdem noch alles, was ihnen gefiel, insbesondere Musikinstrumente und Kleidung. Wir waren uns oft nicht sicher, was im nächsten Moment sein wird. Die Weißen nahmen aus unserem Dorf zwei Jünglinge mit, die nie mehr zurückkamen. Sie erschossen auch, wenn es ihnen einfiel, Menschen auf der Straße. Wir standen immer große Angst aus, wenn wir die Weißen in der Nähe wussten.

Aber dann trafen die Weißen und die Roten bei Podsosnowo zusammen. Am frühen Morgen kamen viele Wagen mit Kindern und Frauen in unser Dorf, denn sie mussten flüchten. Auch wir hielten unsere Wagen für jeden Fall bereit. Der Donner des Kampfes rollte stundenlang, bis endlich Stille eintraf. Die Roten gingen in diesem harten Kampf als Sieger hervor, die Weißen mussten flüchten.

Aber zurück zu meiner Familie. Es war Sommer 1921. Meine Mutter war immer noch kränklich. Ich und meine Schwester Maria besorgten alles bei den Eltern. Eines Abends fühlte ich mich sonderbar. Mir war schwer zumute. Als wir mit Jakob nach Hause gehen wollten, nahm ich von allen weinend Abschied. Wir gingen und legten uns zur Ruhe. Auf einmal fühlte ich mich unwohl. Ich musste mich brechen und hatte Durchfall. Es wurde immer schlimmer. Ich bekam Krämpfe in den Beinen. Es war Cholera!!! Sie holte sich damals so manches Opfer in unserem Dorf, etwa 35 Menschen wurden in einem Grab bestattet.

Ich lag zwei Monate in solcher Not, dass ich oft den Herrn bat, er sollte mich doch zu sich nehmen. Dazu war ich noch schwanger. Im August wurden mir zwei Söhne tot geboren. Eines Tages gegen Abend war dann die Stunde gekommen, dass alle schon dachten, ich muss sterben. Aber auf einmal machte ich die Augen auf. Mir war so leicht, alle Schmerzen waren weg. Deutlich sah ich Mama und meinen Jakob. Sie weinten.

Es ging mir so, wie Jesus sagte zu einem Kranken: „Nimm dein Bett und wandere.“ Doch mit meiner Besserung ging es nur langsam. Ich war so schwach, dass ich nur mit Mühe gehen konnte. Die Arbeit aber musste getan werden. Und dann...

Es war schon Oktober, als eines Tages ein Mann bei uns reinkam. Es war ein Russe, und er fragte nach Arbeit. Er blieb bei uns, besorgte das Vieh und melkte auch. Dann half er Jakob seinem Bruder Kornelius, unser Getreide zu mähen. Er war ein guter Mensch. Ich gab ihm Kleider, Schuhe und eine schöne Jacke. Er war uns eine große Hilfe, weil auch Jakob krank wurde. Aber Gott schenkte uns Gnaden, wir wurden beide gesund. Zu Weihnachten verließ uns der Russe. Er wollte wieder nach Bogatskoje gehen. Jakob bat ihn, er solle doch über den Winter bleiben, aber er lehnte ab. Jakob gab ihm Burstiefel (Plattdeutsch für Filzstiefel), Mama einen fast neuen Buschlat (zu Deutch: Jacke), zwei Säcke Mehl, Kartoffeln und Fleisch. Wir hatten ein kleines Fass Arbusen (zu Deutsch: Wassermelonen) eingelegt, das gab Jakob ihm. So dass er im Winter zum Essen genug hatte. Jakob fuhr ihn nach Hause. Er war von Gott uns zur Hilfe geschickt worden, so nahmen wir es an.

Im Frühjahr, es war an 1922, mussten wir fast unseren gesamten Weizen an die Regierung abliefern. Jakob übernahm sich, ein Haus zu bauen, damit wir Brot hatten. Zu kaufen war nur wenig, auch hatten wir dafür nicht genug Geld. Wir hatten nur eine Kuh und ein Pferd. Im Lande hatte der Krieg viel Schaden angerichtet.

WIR BEGEBEN UNS NACH KIRGISIEN

Im Oktober 1923 wurde uns eine Tochter geboren, die wir Tina nannten. Wir wohnten wieder in unserem Haus. Bei uns wohnte Tina, Jakobs Schwester, die ihr Mann verlassen hatte. Es wurde immer schlimmer mit der Ernährung. So kam Jakob im Januar 1924 eines Abends nach Hause und sagte: „Wir fahren nach Dshambul in Kirgisien.“ Er hatte dort mal gewohnt, als er 16 Jahre alt war. Dort wohnten immer noch alle seine Verwandten und Freunde.

Ich wollte nicht, aber mein Mann ließ sich nichts abreden. Ich sah dunkel. Tina war erst drei Monate und

Neta vier Jahre. Es fiel mir schwer, mich von Mutter und Schwester zu trennen. Die beiden hatte ich ja nur, denn meine Schwester Lisa, der Vater und die Brüder waren schon gestorben. Doch ich wollte mich nicht gegen meinen Mann stellen. Er verkaufte unsere Wirtschaft und wir machten uns auf den Weg. Mit uns fuhren auch Jakobs Bruder Kornelius und Abram Deliski mit Frau und zwei Kindern. Wir fuhren mit dem Zug bis Karaganda und dann bis Tscheljabinsk und nach Alma-Ata. Von hier mussten wir mit Pferden weiter fahren. Es waren noch 70 Kilometer.

Jakob hatte in der Stadt seinen Halbbruder getroffen, der uns dann in seinem Wagen mitnahm und zu Jakobs Nichte Anna brachte. Anna und ihr Mann Peter Gede, nahmen uns freundlich auf. Wir gingen ins Haus. Dort war überall Reichtum zu sehen. Alles war so fein. Es wurde viel gefragt und erzählt, aber wir waren ziemlich müde, dauerte doch unsere Reise 18 volle Tage. Man rief uns an den Tisch in einem großen Esssaal. Auf dem Tisch stand so viel: schöner Kaffee, Tee, kaltes und gebratenes Fleisch, eingemachtes Obst, Zuckerkuchen, Rosinenstetzel. Wir ließen es uns schmecken.

Nach dem Essen brachte man uns in ein Zimmer mit einem Kinderbett, einer Wiege und zwei großen Betten. Zum ersten Mal seit Wochen konnten wir uns gut ausschlafen.

Am nächsten Tag begaben wir uns in einem schönen Wagen zu unseren anderen Verwandten. Im Dorf Gnadenfeld nahm uns Jakobs Onkel Gerhard Reimer auf. Es war Sonnabend. Wir machten uns in einem Bad - zwei große Wannen, eine kleine für die Kinder, kaltes und heißes Wasser - frisch. Es war alles so schön eingerichtet. Da lagen auch saubere Kleider für uns alle, denn wir waren damals so arm gekleidet. Als wir fertig waren, wurden wir zum Abendessen eingeladen. Da war von allem auf dem Tisch, manches hatten wir zu Hause schon lange nicht mehr gehabt, denn Sibirien war ausgeräumt.

Am Sonntag fuhren wir alle zusammen zur Versammlung nach Gnadenal. Danach brachte man uns nach Nikolaipol zu Onkel Johann Reimer, wo sich die ganze Verwandtschaft versammelte. Es war ein reiches Dorf. In den Läden gab es von allem, was bei uns in Sibirien nur mit Not zu bekommen war. Als 1914 der Krieg anging, waren schon 1915 alle Läden leer. Eine Woche zogen wir von einem zum anderen, wurden überall gern aufgenommen. Jeder wollte uns helfen. Wir bekamen Pakete mit Kleidung für uns und die Kinder.

Die Saatzeit kam näher. Am meisten befanden wir uns bei Onkel Gerhard Reimer. Jakob fing an, im Obstgarten zu arbeiten. Ich half im Haus mit. Es war das Jahr 1924. Eines Tages besuchte uns Onkel Wedel. Er sagte: „Ich will euch etwas anbieten. Wir haben ein schönes Nebenhaus, da könnt ihr allein wohnen, denn eigener Herd sei Gold wert.“ Wir fuhren mit. Als wir dahin kamen, sahen wir wirklich ein schönes Haus. Es war ganz bestellt und es gab auch genug zum Essen. Das hatte die ganze Verwandtschaft fertig gemacht. Wir waren sehr froh und dankbar, aber uns wäre es besser gegangen, wenn wir uns das selber verdient hätten.

(Fortsetzung folgt)

Vorbereitet von Erna BERG

Der Sommer spendet reichlich Licht und Wärme

Es ist schon zur Tradition geworden, in jeder Sonderausgabe der „Zeitung für Dich“, eine Gedichtsammlung über die gerade währende Jahreszeit zu bringen. Heute ist es der Sommer. Dabei wäre zu sagen, dass nicht allzu viel Dichter den Sommer besangen. Viel mehr inspirierte sie der Frühling und der Herbst, um zur Feder zu greifen. Und doch konnten wir eine kleine Auswahl von Sommergedichten in unserem Archiv aufspüren. Diese Gedichte stammen aus den 1960er-1970er Jahren, als die Literatur der Russlanddeutschen nach einer langen „Schweigezeit“ ihre ersten Schritte machte, und wurden meistens in der „Roten Fahne“, der Vorgängerin der „Zeitung für Dich“, publiziert. Diese Versen, zu welcher Zeit sie auch einmal geschrieben wurden, sind nach wie vor aktuell, geben uns Stoff zum Nachdenken und lassen uns mit den Autoren mitfühlen. Also viel Spaß und Vergnügen beim Lesen!

Die Redaktion der „Zeitung für Dich“

Friedrich BOLGER Der Sommer naht

Im Feld ist's öd noch, nass und kalt.
Verschlafen stöhnt der nackte Wald.
Der Bach verblichen und ergraut,
hat eine Gänsehaut.

Doch hoch im lichten, blauen Raum,
verschwindend klein, man sieht sie kaum,
singt eine Lerche ganz allein
von Glück und Sonnenschein.

Noch hagelt's oft, noch heult der Wind
im Schilf, sobald die Nacht beginnt.
Oft trübt mit einer Wolkenschicht
er meines Tages Licht.

Doch jeden Morgen, jeden Tag
schwingt sich mein Herz mit festem Schlag
wie dort die Lerche hoch zum Licht
und jauchzt: „Verzage nicht!“

Verzage nicht, der Sommer naht.
Die Ernte kommt, schon grünt die Saat.
Bald zieht die Sonne, hell und rein,
in alle Länder ein.“

Woldemar HERDT Regenbogen

Der Himmel leckt mit Wolkenzungen
Den Wein aus flachem Sonnenteller.
Die Lerche hat sich hochgeschwungen,
Schwirt in der Luft wie ein Propeller.

Im Rotwein baden sich die Karpfen,
Libellen flattern überm Rohr.
Am Himmel schießt in sieben Farben
Der bunte Hoffnungsring empor.

Alexander MILLER Tagesanbruch

In der nebligen Welle zerfließen
die Schatten der Sommernacht.
Der leise Hauch des Morgens
raunt in den Wäldern sacht.

Das einsame Lied eines Vogels
bald erschallt wie ein großer Chor,
und der Vogelstimmen Hymne
steigt zum klaren Himmel empor.

Im Ost flammen Gold und Rosen –
und sieh, der Tag bricht an.
Er folgt der lebensvolle,
seiner strahlenden Sonnenbahn.

Er bringt das frische Erwachen
für manche gute Tat.
Wie die Sonnenbahn des Tages
sei des Menschen Lebenspfad.

Andreas KRAMER Sommernacht

Die Lerche schweigt, dem Singen müd,
die Grille geigt drauflos.
Die Sonne sinkt, der Mond erblüht
als stille Rose stengellos.

Die Sommernacht, so warm und blau,
umarmt die Steppe zart und sacht.
Einst machte uns zu Mann und Frau,
- vergiss das nie! – so eine Nacht.

Lena KLASSEN Letzte Brombeeren

Ich pflücke die letzten Beeren
vom langsam schon welkenden Strauch
und lass sie im Munde zergehen
wie fliehenden, schmelzenden Rauch

erschmecke den Duft alter Tage
die Süße von Sommer und Mai
die Würze des schwindenden Jahres
und Hartes und Saures dabei

und ahne in jeder der Beeren
mit denen den Mund ich gefüllt
entdecke den Ton flüchtiger Lehre
von Farbe und Formen verhüllt

als wäre der Strauch mir ein Zeichen
für Herbst und für Sommer in mir
als müsste das Schöne einst bleichen
und brächte die Früchte dafür

voll Süßem und Sauerem und Bitterem
und Kernen, wohl klein und doch hart
es ist mir, als müsst ich erzittern
des Schicksals, das meiner noch harrt

als wäre ich nie so ergeben
wie Beeren und Sträucher und Blatt
als liebe ich niemals vom Leben
als wäre ich nie wirklich satt

Ich schmecke die letzten der Beeren
den modernden Duft und den Klang
des dorrenden Strauchs bittere Zähren
des schwindenden Jahres Gesang

Rosa PFLUG August

Grillenzirpen im Holunder
grüngoldgelbe Farbenlust,
süßer Früchte Gabenwunder
schenkt uns reichlich der August.

Ahnungsvolle Kranichkeile
südwärts schweben vielbelauscht:
schnurgerade Versenzeile –
ein Gedicht vorüberauscht.

Zweiggeteiltes Nebelwallen
über Wirklichkeit und Traum.
Und wie reife Äpfel fallen
Tage von dem Lebensbaum...

Sommerspende - Sommererde.
Gütig winkt noch jeder Pfad.
Nur der Haine Feuerbände
mahnen, dass der Herbst schon naht.

Alexander BRETTMANN Sommerstille

Ein gleißend-blendendes Geflimmer
schwebt zitternd über Baum und Strauch.
Aus flordurchwirktem Mittagshimmel
strömt glutenheißer Sonnenhauch.
Reglos sind Federgras und Schmele,
und selbst die Zeit verhält den Lauf.

Ermüdet löst auch meine Seele
sich in der schwülen Hitze auf.
Versonnen lieg ich auf dem Lager,
das mir bereitet die Natur,

und hör das Herz der Erde schlagen,
den Puls der heimisch-trauten Flur.

Sommer

Der Sommer breitet seine Flügel
weit über unsre Heimat aus,
steckt an die Brust der Höh'n und Hügel
so manchen schönen Blumenstrauß.

Er spendet reichlich Licht und Wärme
der aufgesprossenen jungen Saat.
Schenkt aus den Bäumen Vogelschwärme,
streut Lieder uns auf Weg und Pfad.

Hell rauscht der Fluss, weiß schäumt der Flieder,
gewaltiger pulst in uns das Blut.
Wir Menschen sind des Sommers Schmiede
und glühn wie er, voll Kraft und Mut.

Der Sommer breitet seine Schwingen
weit über unsre Heimat aus,
und Lebensfreude und Gelingen
bringt er in jedes Herz und Haus.

Rudolf BÖTTGER Später Sommer

Später Sommer überm Lande
spielt verträumt sein letztes Lied,
lässt uns seine Wunder schauen,
ehe er entflieht.

Kühle Lüfte fließen wieder
über kahle Felder hin.
Bunte Blätter künden allen
herbstlichen Beginn.

Langsam ändern sich die Farben.
Grün wird golden, golden braun.
Mich beglückt es immer wieder,
diese Pracht zu schauen.

Große Wolken ziehen,
weiße Segel unterm Wind,
doch auch prall gefüllte, schwarze,
wenn der Regen rinnt.

Mücken schweben über Büschen
steil nach oben ohne Zahl,
aus der Ferne anzuschauen
wie ein Rauchsignal.

Später Sommer überm Lande
scheidet aus der Tage Lauf,
und als Zeit der letzten Lese
zieht der Herbst herauf.

Jana WLAŚOWA

LESERPOST

Deutsch lernen, ohne das Haus zu verlassen

Die Idee, dieses Gedicht zu schreiben, ist nicht neu. Gedichtschmieden gehört zu meiner Lebensweise. Ebenso nenne ich diesen Prozess. Ich bin ein Reimschmied. Bis zum Dichter bin ich noch nicht herangewachsen. In dem nachstehenden Reim „Ich lerne Deutsch!“ versuche ich, die „Meilensteine“ meines Werdegangs – des neuen, chaotischen, unverständlichen, mitunter komischen - im Prozess der Bewältigung der Sprache darzustellen. Dieser gleicht einem neuen Seidentuch: Du ziehst es langsam aus der Geschenk-schachtel, ohne Ahnung von seiner Farbe und Größe, des Ornaments und der Seidenart. Und dann entsteht es vor dir in seiner ganzen Pracht: unbeschreiblich, vollkommen und eben für dich bestimmt!

Lange probierte ich, dieses neue „Tuch“ anzuprobieren, kämpfte mit dem Problem eines Mädchens-Bestschülerin – nicht hervorschießen, anderen die Möglichkeit geben, zu antworten, im Voraus wissend, dass sie ziemlich erfahrener und scharfsinniger sein können, kämpfte mit der Sprachbarriere (besser gesagt mit Windmühlen): Selbstlauten betäuben, [l] – palatalisieren, nicht „end“, sondern „und“ lesen. Eine ganz besondere Geschichte mit dem rollenden Laut [r] – da will man nicht ungeschickt dastehen, weil er manchmal einfach lächerlich herausrutscht.

Aber jedes Mal stieß ich auf die unendliche Geduld unserer Leiterin Swetlana Viktorowna Demkina. Sehr delikate, aber entschieden spornte sie uns zum Korrigieren, Wiederholen und Pauken an. Diese drei unkomplizierten Regeln machten ihre Sache! Nie trieb sie uns zur Eile an oder las uns Leviten, weil sie wusste, dass sie mit erwachsenen Leuten zu tun hatte, deren Psyche noch sensibler sei, als bei Kindern.

So stählte sich unser Deutsch! Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat! Dem Ziel immer näher! Jeder meisterte die Strecke auf seine Art und Weise. Jeder machte dort Halt, wo es ihm einkam. Ich persönlich folge weiter dem ewigen Postulat - „Übung macht den Meister“ - und „studiere“ nach wie vor meine Aufzeichnungen, Abdrücke, das Wörterbuch und das Heft mit den Hausaufgaben.

Ob ich mich mit Deutsch befreundet habe? Ich denke, ich stehe am Beginn einer schönen, langfristigen Freundschaft, die später auch in meinen Beruf hineinwächst, bin ich doch eine einfache Englischlehrerin an einer gewöhnlichen Mittelschule. Dank dem Online-Klub für Deutsch, der seit Anfang Februar bis Mitte Mai stattfand, konnte ich - stets etwas zurückhaltend und schüchtern, manchmal sich selber nicht sicher - auf einem für mich optimalen Niveau starten und Deutsch, ohne das Haus zu verlassen, lernen. Jetzt liegt es nur an mir, wie das Endziel ausfällt...

Herzliche Dankesworte möchte ich den Organisatoren, Beratern und persönlich meiner Landsmännin Swetlana Demkina widmen. Die Welt ist klein und nur wir selbst können sie durch angenehme und nützliche Kommunikation im virtuellen Rahmen des liebevoll gewonnenen Online-Klubs für Deutsch erweitern! Mögen alle erfolgreich, das unbegrenzte Potenzial ihrer persönlichen Möglichkeiten realisierend, das Endziel erreichen. Schön wäre es, gemeinsam ihm entgegen zu laufen!

Ich lerne Deutsch

Deutsch zu lernen, begann ich, Freunde,
nach Brauch bei Null, knorrig, unbeholfen.
Als Mädchen fing ich alles im Fluge auf.
Heute Tante, fällt es mir, bei Gott, schwer.
Nachts fliegt von mir der Schlaf!
In den Stunden pauke ich Kasus und Präpositionen.
Bilde mit dem Online-Partner Dialoge,
Von welchen ihm fast schwinden seine Sinne.
O Gott! Wie sind die deutschen Zahlen zu verstehen?
Es wäre einfacher und schneller zu gebären.
Und diese gruseligen deutschen Verben?
Haben mich schon fast verrückt gemacht.
Artikel - dies undenkbares Wunder,
Woher kommen sie, wer hat sie ausgedacht?

Und Feminina für den russischen „ogurez“???
Um kurz zu sein - da bin ich wahrhaftig am Ende.
Das rollende „R“ treibt mich in Verlegenheit,
Wozu musste ich als Kind zum Logopäden,
Verwarnen sollte man den Logopäden im Voraus,
Dass mit 40 der Dame einfällt, Deutsch zu lernen!
Nun aber, seit Februar, fielen die Scheuklappen,
Und ich ergötze mich an deutscher Sprache,
Liebe meine Mitschüler in der Gruppe,
Schreibe, lese jede freie Mußestunde.
Hab mich verliebt in „schlafen“, „wohnen“, „gehen“ –
Geniere mich nicht mehr,
Die Freunde mit „bist du“ anzusprechen.
Mein Eifer, weiß ich, kommt mir zu Nutze.
Hurra! Ich spreche Deutsch!
Nicht einmal träumte ich fünf Monate zuvor,
Dass ich die Zeit nicht unbegabt vergeude,
Sondern sie für Deutschstudieren nutze.
Obwohl es unserer Swetlana auch Mühe kostet,
Lässt sie das Eis der Sprachbarriere schmelzen,
Wünscht uns bei unserem Vorhaben Gelingen,
Bringt uns die Liebe bei zur deutschen Sprache!
Wie wird es weiter gehen, wissen wir nicht.
Jedenfalls dank dir, Swetlana, nicht ohne Deutsch.
Von nun ab, werden wir nicht nur englisch,
Sondern auch deutsch denken und wirken.
Wir treffen uns wieder, glaube ich,
Um dem „Dativ“ und „Perfekt“
Zu geben den letzten Schliff.
Besten Dank für Ihren unschätzbaren Beitrag,
Ihnen - unser großer und anerkennender Respekt!

Sawjalowo, Altairegion
Deutsch von Erna BERG und Lilli FILIPPOWA

Vorbereitet von Erna BERG

Deutsch im Kindergarten

(Grundkurs, 102.-105. Stunden)

(Schluss. Anfang ZfD 1-12, 2020, 1-5, 2021)

STUNDE 102

Lernziele: Den Stoff festigen. Befehlsätze üben.
Ausrüstung: Bilder mit Kleidungsstücken. Kleidung der Kinder. Kleidung der Puppen.

Ablauf

I. Phonetische Übungen

1. „Meine Lieblingspuppe Rosa ...“
2. „Hans hat Hosen an ...“

II. Wiederholung

1. Kleidung der Kinder und Puppen nennen und beschreiben.
Was hat ... an? Wie ist der ...? Was trägt ...? Wie ist ihre Kleidung? (sauber)
2. Die Kinder kleiden sich an und kommentieren ihr Tun.

Ich ziehe ... an. Ich setze die Mütze auf. Ich binde den Schal um.

3. Spiel „Schule“. Weitere Mustersätze üben: Ich trage einen Mantel. Ich habe einen Mantel an.

III. Neuer Stoff

L.: Hier ist unser Hampelmann. Er hat keine Kleidung. Lasst Hampelmann sich anziehen. Hampelmann, zieh die Socken an! usw. Die Kinder wiederholen die Befehle.

IV. Festigung

1. Ein Kind wird vorgerufen. Die anderen kommandieren es.
Binde den Schal um! Setz' die Mütze auf! Zieh' den Mantel an! Zieh' das Hemd aus! (Jetzt können alle lustig lachen, denn wie kann man das Hemd ausziehen, wenn man den Mantel an hat), usw.

Solche Befehle dürfen auch vorkommen: Binde die Mütze um! oder Setz' den Mantel auf! usw.

2. Ein Kind spielt den Mann den Zerstreuten. Der M.d.Z. ist ganz falsch angezogen. Nun helfen ihm die Kinder zuerst alles ausziehen, was falsch ist, dann wieder anziehen.

V. Spiele

1. „Ringel, Ringel, Rosen ...“
2. „Aljoscha und die Galoschen“
3. „Jetzt steigt Hampelmann“

STUNDE 103

Nur als Muttersprache oder bei fortgeschrittenen Kindern.

Lernziele: Den Wortschatz erweitern. Reime wiederholen. Spiele durchführen.

Ausrüstung: Kleidungsstücke der Kinder.
Wortschatz: die Schleife, das Band, die Schürze

Ablauf

I. Phonetische Übungen

1. „Meine Lieblingspuppe Rosa ...“
2. „Hans hat Hosen an ...“

II. Wiederholung

1. Bilder beschreiben.
Was hat ... an? Was trägt...? Was hat ... an? (Mantel, Schal, Stiefel)
2. Das Spiel der vorigen Stunde wiederholen. Aber jetzt müssen die Kinder mit den gegebenen Kleidungsstücken Sätze bilden.
Zum Beispiel: Ich trage eine Mütze. Ich trage einen Schal, oder Ich habe einen Mantel an.

III. Turnübungen

Das Lied „Ringel, Ringel, Rosen...“ wiederholen.

IV. Neuer Stoff

Ein Bild mit einer Puppe zeigen. Die Kinder sehen sich die Puppe an.
Sie erzählen, was die Puppe anhat. Die Lehrerin macht die Kinder mit einem neuen Reim bekannt.

Tanz', Kindlein, tanz'!
Deine Schuhe sind noch ganz.

Am Röcklein sind Bänder,
es hat rote Ränder.

Viele Falten an der Seite,
ist ganz weiß, aus dünner Seide.

Unten hat es Schleifen,
oben schmale Streifen.

Über'm Rock ein Schürzchen,
auf dem Kopf ein Mützchen.

Die Kinder bekommen Bänder.

Da ist ein Band. Dieses Band ist rot. Das ist auch ein Band. Dieses Band ist blau. Das sind Bänder. Das sind viele Bänder. Wir machen aus diesen Bändern Schleifen. Was machst du? Machst du eine Schleife? Deine Schleife ist schön.

Das ist eine Schürze. Ist das eine Schürze? Ist das ein Band? Ist das eine Schleife? Wie ist die Schürze? Was ist das?

Den Reim von oben wiederholen.

V. Festigung

Die Kinder kleiden sich an, sie kommentieren ihr Tun. Ich ziehe meine Jacke an usw. Wenn alle angekleidet sind, gehen die Kin-

der mit der Lehrerin in den Hof. Im Hof wird gespielt, Reime werden wiederholt.

STUNDE 104

Lernziele: Imperativsätze wiederholen.
Ausrüstung: Kleidungsstücke der Kinder. Bilder mit Kleidungsstücken. Bild mit einer Puppe.

Ablauf

I. Phonetische Übungen

„Tanz', Püppchen, tanz'!“

II. Wiederholung

Das Spiel „Schule“ durchführen. Jetzt können die Kinder Sätze in der 3. Person bilden. z.B. Buratino hat einen Mantel an. Malwina trägt... Bummi hat einen Schal um. usw.

III. Turnübungen

1. „Jetzt steigt Hampelmann...“
2. „Ringel, Ringel, Rosen...“

IV. Festigung

L.: Jetzt wollen wir Kommandos erteilen. Zwei Kinder kommen vor. Die anderen erteilen der Reihe nach Kommandos.

K.: Anja, zieh' die Jacke an! Sascha, zieh' den Mantel an! Anja, binde den Schal um! Sascha, zieh' die Handschuhe an!

V. Lieder und Spiele wiederholen

Den Reim „Tanz', Püppchen, tanz'!“ üben.

STUNDE 105

Lernziele: Wiederholung des Wortschatzes und der Imperativsätze.

Ausrüstung: Bilder mit Kleidungsstücken, Kleidung der Kinder, Puppen.

Ablauf

I. Phonetische Übungen

„Tanz', Püppchen, tanz'!“

II. Wiederholung

Das Spiel „Schule“ mit Imperativsätzen.

III. Turnübungen

1. „Jetzt steigt Hampelmann...“
2. „Ringel, Ringel, Rosen...“

IV. Festigung

1. Den Reim „Tanz', Püppchen, tanz'!“ üben.
2. Die Kleidung der Puppe beschreiben.
3. Buratino stellt Fragen zu der Kleidung der Kinder und der Puppen.
4. Das Lied „Aljoscha und die Galoschen“ wiederholen.



Appel an die Deutschlehrer

Mit der vorliegenden „Zeitung für Dich“-Ausgabe ist der Einführungs- und Grundkurs „Deutsch im Kindergarten“, zusammengestellt von Tamara Kondratjewa aus ihren eigenen Erfahrungen bei der Arbeit mit Kleinkindern, den wir auf Bitte vieler Lehrer wiederholten, abgeschlossen. Das heißt aber keineswegs, dass die „Deutschunterricht“-Seite ausfällt. Sie soll nach den Sommerferien, ab September fortgesetzt werden, und zwar mit eurer Hilfe. Kinderreime und Lieder, Lesestoff, lexikalische und grammatische Übungen für ein besseres Deutsch stehen auf dem Programm. Auch der Erfahrungsaustausch soll nicht zu kurz kommen. Um die „Deutschunterricht“-Seite interessanter und nützlicher zu machen, bitten wir alle Deutschlehrer um Themen- und Gestaltungsvorschläge. Auch gelungene Stundenreihen zu verschiedenen Themen und Projekte von interessanten Veranstaltungen sind gefragt. Schreibt über eure Probleme, Wünsche, Erfolge und Erfindungen. Nutzt die Möglichkeit, von anderen zu lernen und selbst etwas für eure Kollegen zu tun. Davon werden wir alle profitieren.

ZfD-Redaktion

Zusätzlicher Stoff für die Fortgeschrittenen

Kinderreime

Alle meine Entlein
schwimmen auf dem See,
Köpfchen in das Wasser,
Schwänzchen in die Höh.

Kälbchen zu verkaufen,
Leuten kommt gelaufen.
Was soll das Kälbchen kosten?
Anderthalb Groschen.
Das ist fürs Kälbchen viel zu viel,
ich geb' `nen halben Besenstiel.
So nimm du nur das Kälbchen hin,
freut mich, dass ich erledigt bin.

Bim-bam Glöckchen!
Da oben steht ein Stöckchen:
Da oben steht ein Schilderhaus,
da gucken drei kleine Mädchen `raus.
Das erste heißt Marielchen,
das zweite heißt Sophiechen,
das dritte schließt den Himmel auf,
lässt die liebe Sonne `raus.

Ich liebe mein Pferdchen,
so sehr ich nur kann.
Ich kämme die Mähne
ihm zart mit dem Kamm.
Mit Bürsten glätte ich
seinen Schwanz
und reite zu Gast ich
zum Großvater Franz.

Das Kälbchen wackelt hin und her.
Es seufzt: „Mein Weg
ist lang und schwer.
Weil das Brett ein Ende hat,
falle ich zu Boden hart.“

Gretel, Pastetel,
was machen die Gäns' ?
Die sitzen im Wasser
und waschen die Schwänz' .

Wir bauen uns das Flugzeug selbst
und starten hin zum Himmelszelt.
Wir fliegen über See und Wald.
Auf Wiedersehen! Wir kommen bald.

Daheim ist eine Maus
auf den Ofen gekrochen,
hat den Finger verstaucht
und das Schwänzchen gebrochen.

Der Sperling ist ein kleines Tier,
hat ein kurzes Schwänzchen,
sitzt vor Hänschens Kammertür,
macht ein Reverenzchen.

Kinderspiele

Der Ballkorb hängt nicht still

Das Spiel eignet sich für drinnen und draußen. Frage deine Mutti bitte nach einem flachen Fruchtkorb und hänge diesen Korb am Türrah-

men in deinem Zimmer oder draußen im Garten an dem Ast eines Baumes auf. Der Spielleiter muss den Korb mühelos erreichen können.

Der Spielleiter stößt den Korb an, so dass dieser nun langsam hin und her pendelt. Jede Spielerin und jeder Spieler wirft mit sechs Tennisbällen, und der Spielleiter verteilt nach jedem Treffer einen Punkt an die erfolgreiche Werferin oder an den erfolgreichen Werfer.

Wer die meisten Treffer erzielt, ist Siegerin oder Sieger.

Wir sammeln alle Bälle

Der Spielleiter stellt für dieses Ballspiel eine große, breite Kiste oder einen flachen Karton und mindestens zwanzig Tennisbälle bereit. Zu Spielbeginn liegen alle Tennisbälle in der Kiste oder in dem Karton.

Nun werden ein Sammlerpaar und ein Ballwerfer bestimmt. Das Sammlerpaar steht zu Spielbeginn mit dem Rücken zur Ballkiste, und der Ballwerfer kniet an der Kiste und versucht, so schnell wie möglich alle Bälle aus der Kiste zu werfen. Das Sammlerpaar sammelt die Bälle ein und wirft sie wieder in die Kiste. Nach einer bestimmten Zeit beendet der Spielleiter das Spiel und zählt die Bälle in der Kiste.

Danach ist ein anderes Sammlerpaar an der Reihe, und der Ballwerfer versucht wieder, alle Bälle aus der Kiste zu werfen. Nach Ablauf der vorgegebenen Zeit zählt der Spielleiter wieder die Bälle.

Das Paar, das die wenigsten Bälle gesammelt hat, scheidet aus. Hat das zweite Paar die gleiche Anzahl der Bälle gesammelt, wird noch eine Runde gespielt, bis das Siegerpaar feststeht.

Variante

Spiele mehrere Kinder dieses Spiel, können zu Spielbeginn zwei oder drei Kisten mit Tennisbällen in unterschiedlichen Farben bereitgestellt werden. Die Anzahl der Tennisbälle muss in allen Kisten gleich sein.

Nun geht's los und jedes Sammlerpaar sammelt seine Tennisbälle. Nach einer bestimmten Zeit beendet der Spielleiter das Spiel. Nun wird gezählt. Wer die meisten Tennisbälle eingesammelt hat, wird zum Siegerpaar gekrönt. Bei der Bewertung muss der Spielleiter beachten, dass die Ballwerfer vielleicht auch Tennisbälle in die anderen Kisten geworfen haben. Diese Tennisbälle zählen auch als eingesammelte Tennisbälle für das Paar, das diese Tennisbälle eigentlich einsammeln sollte. Selbstverständlich können die Kinder auch versehentlich Tennisbälle einsammeln, die nicht ihrer Farbe entsprechen. Werfen sie diese Bälle in ihre eigene Kiste, zählen sie für das Gegnerpaar.

Ringel, Ringel, Reihe!

Ringel, Ringel, Reihe!
Sind die Kinder dreie,
sitzen unter'm Hollerbusch,
schreien alle: „Husch, husch, husch!“
Ringel, Ringel Rosen,
schöne Aprikosen,
Veilchen und Vergissmeinnicht,
alle Kinder setzen sich.

Die Kinder gehen im Kreis, setzen sich nach der letzten Strophe kurz nieder und hüpfen dann wieder hoch.

Aus dem Rf-ZfD-Archiv

Zusammengefasst von Maria ALEXENKO

Christliche Feste und Bräuche im Sommer

Im Verlauf eines Jahres gibt es eine Vielzahl wiederkehrender Feiertage. Oft haben wir an diesen Tagen frei und können uns etwas vom Alltagsstress erholen. Leider tritt dabei oft die eigentliche Bedeutung, die diesen christlichen Feiertagen zugrunde liegt, in den Hintergrund. Durch die immer stärker werdende Weltlichung ist der Festkreis des Kirchenjahres nur noch sehr wenigen bekannt. In diesem Artikel bringen wir einen kurzen Überblick über die Sommerfeste.

CHRISTI HIMMELFAHRT

An Christi Himmelfahrt (auch als „Erhöhung Christi“ bekannt) feiern jedes Jahr die Christen die Rückkehr von Jesus Christus als Sohn Gottes zu seinem Vater in den Himmel. Dabei wird das Hochfest Christi Himmelfahrt alljährlich 39 Tage nach dem Ostersonntag begangen. Das ist dann traditionell der Donnerstag nach dem fünften Sonntag nach Ostern bzw. zehn Tage vor dem Pfingstfest, mit dem der Osterfestkreis dann schließlich sein Ende findet.

Der Termin von Christi Himmelfahrt richtet sich also immer nach dem Osterfest. Der Feiertag liegt daher immer auf einem Donnerstag und kann sich im Zeitraum vom 30. April bis 3. Juni befinden. Der Feiertag leitet sich direkt aus den Schriften des Neuen Testaments ab. Denn schon das Evangelium nach Lukas (24,50-52) und die Apostelgeschichte (1,1-11) berichten vom auferstandenen Jesus, der sich vierzig Tage lang den Jüngern zeigte und anschließend in den Himmel zur Rechten Gottes erhoben wurde.

Ebenfalls wird die Himmelfahrt Jesu bei Matthäus 26,64, Johannes 14,1-3, Epheser 4,8-10, 1, Thessalonicher 1,10 und Hebräer 2,9 4,14 erwähnt. In den ersten drei Jahrhunderten war es üblich, die Feier der Himmelfahrt Christi mit dem Pfingstfest zusammen zu begehen, aufgrund der engen Verbindung von Auferstehung und Geistsendung.

Allerdings entwickelte sich Christi Himmelfahrt im Laufe des 4. Jahrhunderts dann doch zu einem eigenständigen Fest und wird in der Liturgie von Jerusalem seit 383/384 erwähnt (Bericht der Pilgerin Egeria).

Nach altem Brauch sind die drei Tage vor Christi Himmelfahrt Bitttage, die im 4. Jahrhundert in der römischen Kirche eingeführt wurden und sich dann allmählich ausbreiteten. Papst Gregor der Große hat die Prozessionen um 600 dann weiter ausgestaltet. Im Zuge der Liturgiereform 1969 wurden diese Bittprozessionen in der katholischen Kirche abgeschafft.

PFINGSTEN - AUSSENDUNG DES HEILIGEN GEISTES

Das Hochfest Pfingsten wird am fünfzigsten Tag nach Ostern gefeiert. Dabei wird der Entsendung des Heiligen Geistes durch Jesus Christus am fünfzigsten Tag (sieben Wochen) nach seiner Auferstehung besonders gedacht. Mit Pfingsten findet zugleich auch die Osterzeit ihren Abschluss. Der Name „Pfingsten“ leitet sich vom griechischen „pentēkostē hēméra“, was sich mit „der fünfzigste Tag“ übersetzen lässt. Der Zeitraum von fünfzig Tagen wurde aus der jüdischen Tradition übernommen.

Im Judentum war das Fest zunächst auf die Darbringung der Erstlingsfrüchte im Tempel bezogen. Später wurde es als Wochenfest bezeichnet und es rückte stärker das Danksagen für Gottes Gesetzesübergabe an Moses in den Mittelpunkt des Festes. Es wurde fünfzig Tage nach dem Passahfest gefeiert, welches an den Auszug der Israeliten aus Ägypten erinnerte.

In der Apostelgeschichte (2,1-41) des Neuen Testaments wird erzählt, dass der Heilige Geist auf die Apostel und Jünger ausgegossen wurde, als sie sich zu eben jenem jüdischen Pfingstfest in Jerusalem versammelt hatten. Das Datum wird in der christlichen Tradition auch als Gründung der Kirche angenommen, sodass es als „Geburtsfest der Kirche“ gesehen werden kann. Erstmals fand Pfingsten als christliches Fest im Jahre 130 Erwähnungen.

Ein alter katholischer Brauch ist es, an neun Tagen zwischen Himmelfahrt und Pfingsten die so genannte Pfingstnovene um das Kommen des Heiligen Geistes zu beten. Die liturgische Farbe an Pfingsten ist Rot als Farbe des Feuers und des Heiligen Geistes. Denn in der Apostelgeschichte wird das Brausen des Heiligen Geistes mit dem Feuer verglichen.

Früher wurde an Pfingsten auch vom Priester der große Wettersegen gespendet, um eine gute Ernte zu erbitten. Als Symbol für Pfingsten und Heiligen Geist gilt seit dem 6. Jahrhundert die Taube. Wenn jemand zum Pfingstfest eine kleine Freude bereiten will, werden folgende Geschenkeideen für Pfingsten empfohlen: So kann man einem lieben Menschen einen Strauß frischer Pfingstrosen (auch als „Rose ohne Dornen“ bekannt) schenken, die nicht umsonst ihren Namen hat. Oder man bastelt ein Windrad und beschriftet die Flügel mit inspirierenden Gedanken über den Wind. Denn ähnlich wie der Wind ist auch der Heilige Geist nicht sichtbar, aber dennoch zu spüren. Falls man eine Grußkarte versenden möchte, kann man pfingstliche Motive wie die Taube oder das Feuer (oder eine rote Karte in Anlehnung an das Feuerige) wählen.



Man kann auch eine selbst gebastelte oder gekaufte Pfingstkerze (ebenfalls mit pfingstlichen Symbolen wie Taube, Feuer usw.) verschenken. Generell ist zu empfehlen, bei selbst gebastelten Geschenken auf die Symbolik von Pfingsten einzugehen. Schließlich bietet es sich an, ein religiöses Präsent mit dem Motiv der pfingstlichen Taube zu verschenken. Hier wären bspw. Schlüsselanhänger, Handschmeichler, Plaketten, Medaillons (Broschen, Anhänger) oder andere Devotionalien möglich.

DREIFALTIGKEITSFEST

Am zweiten Sonntag nach Pfingsten feiert die katholische Kirche alljährlich das Fest der Heiligen Dreifaltigkeit (in der evangelischen Kirche unter dem Namen „Trinitatis“).

An diesem Tag gedenkt die Kirche der drei göttlichen Personen: Vater, Sohn und Heiliger Geist. Diese werden zusammen als Dreifaltigkeit bezeichnet. Das Dreifaltigkeitsfest fand bereits im 9. Jahrhundert Eingang in die kirchliche Liturgie. Damals wurde es erstmals in den Benediktinerklöstern gefeiert.

Offiziell eingeführt wurde es in der katholischen Kirche im Jahr 1334 und auf den zweiten Sonntag nach Pfingsten gelegt. In vielen katholischen Regionen wird dieses Fest mit feierlichen Prozessionen begangen. Die liturgische Farbe für dieses Fest ist Weiß, die Farbe der Reinheit.

GEDENKTAG „JOHANNES DER TÄUFER“

Alljährlich am 24. Juni feiert die Kirche das Hochfest zur Geburt Johannes des Täufers (auch als Johann bzw. Johannistag bekannt). Dieses Fest steht in enger Verbindung zur am 21. Juni stattfindenden Sommersonnenwende. Die Nacht auf den Johannistag vom 23. auf den 24. Juni wird auch die Johannisnacht genannt.

Das Fest liegt sechs Monate vor Weihnachten, wobei jeweils der 24. Juni sowie der 25. Dezember der 8. Tag vor dem folgenden Monatsersten sind. Diese Zuordnung der Kalendertage ist aus dem Lukasevangelium (1,26-38) abgeleitet: Dort wurde es vom liturgischen Datum der Geburt Jesu her errechnet, nämlich drei Monate nach Mariä Verkündigung und sechs Monate vor Weihnachten.

Dazu passend ergab sich für das Kirchenjahr zudem das heidnische Datum der Sommersonnenwende (21. Juni) sowie der Wintersonnenwende (25. Dezember). Der Bezug des Gedenktages von Johannes dem Täufer zu diesen heidnischen Festen ist in einer Äußerung Johannes des Täufers zum kommenden Christus zu finden: „Er muss wachsen, ich aber muss abnehmen“ (John. 3,30). Diese Worte bezog man auf die Sonne, da Jesus in der frühen Kirche im Symbol der Sonne gesehen wurde, weshalb auch die meisten Kirchen nach Osten, zur aufgehenden Sonne ausgerichtet sind.

In einigen Regionen werden in der Nacht brennende Räder einen Berg hinabgerollt, welche ebenfalls die Sonne symbolisieren und nach christlicher Deutung somit Christus. Wenn diese im Tal unten ankommen, so verheißt das eine gute Ernte. Außerdem findet ein Tanz sowie Sprung über das Johannisfeuer statt, was eine reinigende Wirkung haben und vor Krankheit schützen soll.

Dazu werden in das Feuer Kräuter geworfen, um auf diese Weise die Abwehrkraft des Feuers zu erhöhen. Die Asche bzw. Kohle aus dem Johannisfeuer wird noch lange aufbewahrt und in die Felder gelegt, da sie dem Glauben nach lange eine heilbringende Kraft besitzen.

Ein alter Aberglaube besagt, dass wer nicht zum Johannisfeuer kommt, niemals heiraten wird. Der Johannistag bringt dem Volksglauben zufolge reichen Segen über Äcker und Vieh, bei dem Feuer und Kräuter diese Segenswirkung zusätzlich unterstützen. Es ist ebenfalls alter Brauch die Häuser mit Kräutern und Blumenkränzen zu behängen. Zudem werden Kräuterbüsche über das Haus geworfen, was vor Unwetter schützen soll.

Ebenso ist es ein verbreiteter Brauch, eine sogenannte Johanniskrone aus Zweigen und Blumen zu flechten und am Dorfplatz aufzuhängen. Sie soll auch vor Unheil schützen und für Fruchtbarkeit sorgen. Der Johannistag ist aber auch von Bauernregeln, Wetterprognosen und Ernteratschlägen geprägt. Schließlich ist seit jeher der Johannistag für die Landwirte ein wichtiger Termin und Wendepunkt im Jahresverlauf.

Nach cms.vivat.de

Der schöne Feiertag der Sommersonnenwende

Am 20. Juni beginnt um kurz vor Mitternacht der Sommer! Um diesen längsten Tag des Jahres herum gibt es vor allem auf der nördlichen Erdhalbkugel viele Bräuche. Wir stellen einige davon vor. Am 20. Juni um 23.44 Uhr beginnt bei uns der astronomische Sommer. Kaum zu glauben, aber von nun an werden die Tage wieder kürzer!

Alljährlich lodern um den 21. Juni herum in Europa Sonnenwendfeuer. Die Feiern erstrecken sich bis zum Johannistag, dem 24. Juni, - zu Ehren des heiligen Johannes des Täufers. Dieser Brauch ist seit dem 12. Jahrhundert belegt. Es wird gesungen, getanzt und gegessen!

Die Feuer werden aus Freude darüber entzündet, dass der Sommer beginnt. Schon allein der Blick in die Glut soll Glück bringen, der Rauch vor Krankheiten schützen und die Asche - aufs Feld gestreut - eine gute Ernte „befeuern“. Denn die beginnt jetzt. Erdbeeren, Kirschen und Frühkartoffeln sind reif. Spargel wird nach dem 24. Juni allerdings nicht mehr gestochen, damit sich die Pflanze für das kommende Jahr erholen kann.



STROHPUPPEN GEGEN BÖSE GEISTER

Vielorts werden Stroh puppen verbrannt, um Dämonen zu verscheuchen und Unwetter abzuwenden. In Dänemark und Norwegen brennt beim „Sankt Hans Feuer“ symbolisch eine Strohhexe mit samt ihrem Besen und wird auf diesem Wege zurück auf den Harzer Blocksberg geschickt. In Bayern brennen oftmals erst am 29. Juni ähnliche „Petersfeuer“.

„MIDSOMMAR“ VEREINT FREUNDE UND FAMILIE

Menschen in Skandinavien und dem Baltikum erleben Mitte Juni die „weißen Nächte“, denn es wird kaum dunkel. Entsprechend ausgelassen sind die Feiern. Die Schweden tanzen um einen Maibaum-ähnlichen geschmückten Baumstamm, bevor auch dort die Sonnenwendfeuer entzündet werden. „Midsommar“ gilt in Schweden als wichtigstes Fest nach Weihnachten.

DER SPRUNG INS GLÜCK

In Russland, Belarus, Polen und der Ukraine feiern die Menschen die Sommersonnenwende erst am 7. Juli, weil sie sich nach dem gregorianischen Kalender richten. Nichtsdestoweniger lodern auch dort die traditionellen Feuer. Junge Paare springen sogar darüber hinweg! Den gleichen Brauch kennen die Spanier. Hier landet Ungeleibtes im Feuer. Und ganz Mutige springen darüber hinweg und wünschen sich etwas.

Die Feuerfeste in den spanischen Pyrenäen, die „Fallas del Pirineo“, sind sogar Immaterielles Kulturerbe der UNESCO! Teilnehmer der Feste laufen mit großen brennenden Fackeln von einem Berg ins Dorf hinunter. Die Menschen feiern dann die ganze Nacht durch. Diese Fackelläufe symbolisieren je nach Ortschaft den Eintritt ins Erwachsenenalter, Reinigung oder Fruchtbarkeit.

ESSEN, TRINKEN, KRÄUTER SAMMELN

Wo Menschen sich im Sommer zu Festen versammeln, wird gegessen! So ist es kein Wunder, dass jetzt in Süddeutschland die Krapfen Hoch-

saison haben. Die Schweden mögen es etwas herzhafter: Zu den ersten frischen Kartoffeln reicht man Hering, Sauerrahm, Knäckebrot, Käse und ordentlich Schnaps! Zum Nachtisch gibt es Erdbeeren.

Den Mittsommer-Nächten wohnt etwas Magisches inne - so glaubt man. Heilkräuter, die jetzt gesammelt werden, sollen eine stärkere Wirkung haben. Der Volksmund nennt diese Kräuter „Johanniskräuter“. In Schweden und Lettland schmückt man Mensch, Tier und Haus mit Kränzen aus Blumen und Gräsern.

BLUMEN FÜR DEN ZUKÜNFTIGEN

Unverheiratete schwedische Mädchen pflücken in der Nacht sieben Sorten wilder Blumen von sieben verschiedenen Wiesen und legen sie unter ihr Kopfkissen. In dieser Nacht werden sie von ihrem zukünftigen Ehemann träumen. Sie müssen aber beim Pflücken ganz still sein und am nächsten Tag dürfen sie niemandem erzählen, von wem sie geträumt haben - sonst geht der Traum nicht in Erfüllung.

Nach www.mdr.de/www.vivat.de

Swetlana DEMKINA

VORSCHULBILDUNG

Kindergarten mit ethnokulturellem Kolorit



Kleine Musiker aus dem Lärmorchester des Kindergartens Nr. 28 spielen die Musik verschiedener Völker gern.

Für die Zöglinge des Kindergartens Nr. 28 aus der Stadt Jarowoje ist es eine übliche Sache, russische, ukrainische und deutsche Lieder wie Tänze vorzuführen. Sie kennen die Kinderliteratur der russlanddeutschen Autoren, spielen kleine Dialoge und Monologe zu verschiedenen Themen in deutscher Sprache vor und pflegen die Traditionen verschiedener Volksgruppen. Und das ist nicht zufällig. Mehrere Jahre realisiert man in diesem Kindergarten das Programm für ethnokulturelle Ausbildung der Kleinkinder. Mit diesem Programm beteiligte sich der Jarowojer Kindergarten Nr. 28 am regionalen Wettbewerb „Kindergarten des Altai“ und wurde als zweitbesten anerkannt.

„Russland ist ein multinationales Land, welches viele Volksgruppen mit ihren eigenartigen Kulturen besiedeln. In der Altairegion leben mehr als 100 Völker. So gerät der gegenwärtige Mensch in ein multikulturelles Milieu“, erklärt Jelena Lobatsch, die Leiterin des Kindergartens Nr. 28, die Rolle der ethnokulturellen Tätigkeitsrichtung. „In diesem Zusammenhang gewinnt die ethnokulturelle Ausbildung eine besondere Bedeutung, dank

der die Kinder sich früh die Geschichte und Kultur sowohl des eigenen Volkes, als auch der anderen ethnischen Gruppen aneignen können. Das trägt zur Sozialisierung der Kinder in der gegenwärtigen multiethnischen Gesellschaft bei und ist eine gute Investition in die günstige Zukunft der Kinder ohne zwischenethnische Konflikte.“

Die Zöglinge des oben genannten Kindergartens haben russische, ukrainische und deutsche Abstammung. „Wir bringen ihnen bei, die ethnische Zugehörigkeit der Anderen zu achten. Dafür realisieren wir im Kindergarten schon seit sieben Jahren das ethnokulturelle Programm 'Reigen der Freundschaft', setzt Jelena Lobatsch fort.

Im Rahmen des Programms werden verschiedenartige Feste, Unterhaltungsveranstaltungen, Meisterklassen, Konsultationen für Eltern, Projekte und Aktionen durchgeführt, um den Kindern und ihren Eltern die Kulturen verschiedener Völker näher zu bringen.

Das beste und effektivste Instrument sind dabei die Freizeitaktivitäten. So wurde es im Kindergarten schon zu einer guten Tradition, ukrainische Osseniny, deutsche Weihnachten, russische Swjatki und Massleniza, deutsche und russische Ostern

sowie Pfingsten zu feiern. Dadurch machen sich die Kleinen mit ukrainischen, russischen und deutschen festlichen Traditionen bekannt.

Besonders stolz ist man in diesem Kindergarten auf das „Lustige Orchester“. Extra für dieses Orchester wurden ungewöhnliche Musikinstrumente gekauft. So lernten die kleinen Musiker solche Instrumente wie Xylophon, Metallophon, Chimes, Tamburin und Maracas spielen. Die Auftritte dieses Lärmorchesters sind im Kindergarten sehr populär. Die kleinen Artisten spielen Polkas und Walzer von den bekanntesten deutschen Komponisten Strauß, Mozart, Schubert und Schumann vor. Außerdem machen sie sich mit der musikalischen russischen, ukrainischen und deutschen Folklore bekannt.

„Einer ist keiner“ lautet ein deutsches Sprichwort. Damit ist man im Kindergarten Nr. 28 völlig einverstanden und entwickelt deswegen aktiv die Zusammenarbeit mit verschiedenen Ämtern und Organisationen. Unter den ständigen Partnern der Bildungseinrichtung sind das Geschichtsmuseum der Stadt Jarowoje, das hiesige deutsche Kulturzentrum, das Zentrum für wissenschaftliche Kreativität der Lernenden und der wichtigste - der Internationale Verband der deutschen Kultur (IVDK).

Die Kultur der Russlanddeutschen nimmt einen wesentlichen Platz bei der ethnokulturellen Arbeit des Kindergartens ein. Unter Mithilfe des oben genannten IVDK im Rahmen der Fördermaßnahmen zugunsten der Russlanddeutschen funktioniert hier schon viele Jahre erfolgreich ein Klub für Deutschliebhaber „Deutsch mit Schrumdi“ und wurden verschiedene Projekte realisiert.

Gerade dank dieser Unterstützung wurde das „Lustige Orchester“ und eine Leserecke mit deutschen Kinderbüchern geschaffen, von Kindern und Eltern ein Garten angelegt und sogar das Fernsehstudio „MIR“ ins Leben gerufen, wo die kleinen Fernsehleute die Fernsehprogramme in deutscher und russischer Sprache vorbereiten, um über das Leben im Kindergarten zu berichten.

Bei dem Erreichten bleibt aber das Kollektiv des Kindergartens nicht stehen. Es startete hier noch ein Projekt „Schrumdi wird näher - Deutschlernen wird interessanter“, dank dem die bunte Handpuppe Schrumdi in den Handys und Tablets sprechen kann. Die Idee bestand darin, die Technologien „Augmented Reality“ (AR) beim Spracherwerb einzusetzen. Dank Augmented Reality kann man auf einfache Art und Weise Papier-Arbeitsblätter interaktiv gestalten. Es müssen lediglich verschiedene Objekte wie beispielsweise Bilder, Tipps, Lernvideos oder Zusatzaufgaben, die von der App erkannt werden, wenn die Nutzer es durch die Kamera betrachten, auf Aurasma hochgeladen und Overlays hinzugefügt. Dafür wurden mehrere Zeichenbretter eingekauft und Arbeitsblätter mit didaktischen Materialien von der Kindergartenleiterin Jelena Lobatsch und der Obererzieherin Natalja Jerjomina zu verschiedenen Themen hergestellt.

Auch die Eltern werden bei den Aktivitäten des Kindergartens nicht nur als passive Beobachter miteinbezogen. Viele Veranstaltungen werden auch für ganze Familien organisiert, wie beispielsweise das Festival der nationalen Gerichte „Kartoffelsalat“ oder das Projekt „Garten im Kindergarten“.

Im Rahmen des Letzteren bauen die Kinder zusammen mit den Eltern

verschiedene Pflanzen wie Möhren, Kraut, Kartoffeln, Zwiebel, Dill an, darunter auch von den Russlanddeutschen kultivierten Physalis und Rhabarber. Nach der Ernte wird ein leckeres Erntedankfest organisiert. Zu diesem Fest werden aus dem von den Kindern gezeigten Gemüse die für die russlanddeutsche Küche typischen Speisen zubereitet. So erfahren die Kinder, wie lecker das Kompott aus Physalis, die Zwiebel Suppe oder der Rhabarberkuchen sein können.

Im April beteiligte sich der Kindergarten mit seinem ethnokulturellen Programm am regionalen Wettbewerb um den besten Kindergarten des Altai. Im Wettbewerb gab es mehrere Nominierungen. Der Jarowojer Kindergarten trat in der Nominierung „Der beste Kindergarten der ethnokulturellen Ausbildung der Kinder und Erwachsenen“ auf. Es gab mehrere Etappen. Vorerst musste man die Erfahrungen in der ethnokulturellen Arbeit im Kindergarten beschreiben, mit methodischen Materialien, Fotos und Videos illustrieren und alles zur Ausschreibung schicken. Im Mai startete die letzte Etappe, wo die Kindergartenleiterin Jelena Lobatsch und die Obererzieherin Natalja Jerjomina die Tätigkeit ihres Kindergartens im ethnokulturellen Bereich in Barnaul vorstellten. Im Ergebnis wurde der Kindergarten Nr. 28 als zweitbesten in ihrer Nominierung anerkannt und mit dem Diplom des Laureaten vom Ministerium für Bildungswesen und Wissenschaft der Altairegion ausgezeichnet.

„Wir freuen uns sehr, dass unsere Bemühungen hohe Bewertung auf der regionalen Stufe bekamen“, teilt ihre Eindrücke Jelena Lobatsch mit. „Im Vorschulalter beginnt ein Kind, seine ersten sozialen Erfahrungen zu sammeln. In der multikulturellen Umgebung, in dem das Vorschulkind lebt, soll es lernen, tolerant zu sein. Und das ist erst dann möglich, wenn es die Gemeinsamkeit und Unterschiede verschiedener Kulturen kennt und richtig seine ethnokulturelle Erfahrung verwenden kann. Dazu trägt unser Kindergarten bei.“

Foto: Kindergartenarchiv

Vorbereitet von Maria ALEXENKO

WETTBEWERB

„Wunderkinder“ des Altai 2021

Heute führen wir die Publikation der zum Wettbewerb „Wunderkind“ unter den Teilnehmern der Kinderklubs der deutschen Kulturzentren der Altairegion und der Republik Altai zugeschickten Essays weiter. Dieses Projekt wurde vom Rat der Zentrumsleiter des Altai sowie der regionalen nationalen Kulturautonomie der Deutschen des Altai mit Hilfe des Internationalen Verbandes der deutschen Kultur durchgeführt. Nachfolgend bringen wir die Geschichte der jungen Teilnehmerin des Wettbewerbs Arina WIENS (9 Jahre) aus Ananjewka, Rayon Kulunda. Viel Spaß beim Lesen!

Ihre ZfD-Redaktion

DIE „KLEINE OMA“

Hundert Jahre sind vielleicht mehr als nur ein Leben, es ist eine ganze Epoche, in der das Persönliche mit der großen Geschichte verwoben ist.

Am 4. März wurde meine geliebte Urgroßmutter, Elena Dietrichowna Neufeld (geb. Petker), 100 Jahre alt. Sie ist für uns alle die freundlichste, die aufmerksamste Gesprächspartnerin. Und jeder in unserer riesengroßen Familie schätzt ihre Aufmerksamkeit.

Meine Urgroßmutter wurde im Jahre 1921 im Dorf Grischkowka in der Altairegion geboren. Als sie sechs Jahre alt war, zog die Familie nach Amur.

Dort ging die Urgroßmutter zur Schule. In der Schule wurde Hochdeutsch gesprochen, nur einmal in der Woche gab es russische Grammatik. Nach dem Abschluss der 3. Klasse kehrte die Familie wieder in den Altai zurück, aber jetzt in das Dorf Grigorjewka im Rayon Kulunda. Aber die Schule befand sich in einem Nachbardorf, in Ananjewka, und das Mädchen musste zu Fuß fünf Kilometer laufen.

1939 traf die Urgroßmutter die Liebe ihres Lebens: Es war Iwan Neufeld, ein junger Mann aus dem Nachbardorf. Nach der Hochzeit wurde der erste Sohn geboren, der auch den

Namen Iwan bekam. Aber das Glück der jungen Familie war leider nur von kurzer Dauer. Der Urgroßvater wurde für den Armeedienst einberufen, kurz danach begann der Große Vaterländische Krieg. Er wurde wie auch viele andere Russlanddeutsche aus der Armee in den Ural auf die Holzbeschaffung geschickt. Dort musste er viel und schwer arbeiten und bekam eine harte Verletzung. Er wurde von einem Baum eingeklemmt, bekam Wundbrand, so dass ein Bein amputiert wurde. Und 1943 kehrte unser Urgroßvater Iwan als Behinderter nach Hause zurück.

Die Familie begann sich wieder zu beleben: gemeinsam teilten sie Freuden und Schwierigkeiten, schenkten der Welt neun Kinder (zwei sind leider nicht mehr am Leben). Beide Eltern arbeiteten in der Kolchose. Neben den Arbeiten in der Nebengewirtschaft, arbeitete die Urgroßmutter auch in der Kolchose, wo sie im Gemüsegarten beschäftigt war. In ihrer kurzen Freizeit strickte sie viel und nähte Kleidung für ihre große Kinderschar. Dabei war die

Familie sehr musikalisch und im Haus bildete sich ein kleines Familienensemble: die Urgroßmutter spielte Balalaika, der Urgroßvater spielte Mandoline und eine der Töchter lernte Gitarre spielen. Diese fröhlichen Minuten der Ruhe wärmten die ermüdeten Seelen nach den schweren Arbeitstagen.

Die Zeit verging. Die Kinder verließen nacheinander das Elternnest. Aber bei Feiertagen versammelten sich alle unter dem Dach des Heimathauses. Lieder auf Plattdeutsch, Musik, Witze und Lachen - allen Nachbarn war schon klar: Das sind die Neufelds. Die Urgroßmutter ist eine sehr fürsorgliche Gastgeberin und ihre Kuchen waren immer die Besten. Sie interessierte sich immer für die Angelegenheiten ihrer Familienangehörigen und fand für jeden ein freundliches Wort, lobte, tröstete.

In den 1990er Jahren gingen unsere Urgroßeltern nach Deutschland. Dort starb 2010 der Urgroßvater. Die Uroma lebt heute in Paderborn und hat sieben Kinder, 17 Enkelkinder, 35 Urenkel, 12



Urenkel. Und die Heimbüterin bleibt für alle die „kleine Oma“, wie sie alle ihre Enkel und Urenkel nennen.

P.S. Kurz nach ihrem 100. Geburtstag ist Elena Neufeld am 21. Mai 2021 aus dem Leben geschieden. Die ZfD-Redaktion spricht ihr tiefstes Mitleid den Hinterbliebenen aus.

Foto: Privatarchiv

Haustiere. Wie sind sie?



Das Schwein

Es gibt uns Würste,
und Schinken und Speck.
Doch liebt es die Pfützen
und liegt gern im Dreck.

Was uns an den Schweinen
besonders gefällt:
Sie bringen oft dutzendweis
Kinder zur Welt.

Denn Würstchen und Schinken
braucht viel unser Staat,
weil täglich viel Mäuler
zu stopfen er hat.

Drum züchten wir Schweine
und scheu'n keine Müh.
Wir liefern dem Staat
soviel Fleisch wie noch nie.

Der Esel

Er ist nicht groß, hat lange Ohren
und schreit in einem fort: „I-a-a.“
Dieweil als Esel er geboren,
kann er nicht deutlich sagen: „Ia.“

Doch zieht er den beladenen Wagen,
und das verleiht ihm seinen Wert.
Den schwersten Reiter kann er
tragen,
wie ein geübtes, starkes Pferd.

Nicht gut ist es, wenn die Verdienste
der Schwachen, Kleinen man
vergisst.
Was nützlich ist, das muss man
schützen,
und wenn es auch ein Esel ist.

Die Kuh

Wer kennt nicht hierzuland die Kuh?
Ist überall verbreitet.
Die Kleinen nennen sie Mumu,
wenn durch das Dorf sie schreitet.

Wir schätzen sie als Milchfabrik,
die das verzehrte Futter
gibt gerne reichlich uns zurück
in Form von Milch und Butter.

Doch will genährt und rein sie sein.
Man muss sie täglich putzen.
Dann kann als Haustier sie gedeihn,
und bringt den größten Nutzen.

Was noch die Kuh gibt, ist bekannt
nicht nur allein dem Schuster.
Aus ihrer Haut macht seine Hand
die schönsten Fußzeugmuster.

Das Pferd

Das Pferd ist ein Haustier,
wie Kuh, Schaf und Schwein,
und wollen wir fahren,
dann spannen wir's ein.

Ist's klein, nennt man's Fohlen,
ist's alt, nennt man's Gaul.
Ihm schreiben die Jahre
das Alter ins Maul.

Als treuester Helfer
wir schätzen das Pferd.
Trotz Auto und Traktor
behält's seinen Wert.

Alles von David LÖWEN
Aus dem RF-ZfD-Archiv

Mars

Erzählung

Meine Tante schlug die Hände über dem Kopf
zusammen, als ich unter meinem Schafpelz ein
mageres kaffeebraunes Hündchen hervorbrachte.

„Das Brot wird auf der Goldwaage verteilt,
und du ladest mir noch einen Fresser auf den Hals.“

Ich wusste, dass meine Tante die Gutheit selbst
ist, deshalb erzählte ich ihr, wie ich dieses elende
Geschöpf hungrig und zitternd neben dem Kauf-
laden auf nassem Stroh vorfand.

Die Falten auf Tantes Stirn glätteten sich, ihr Blick
wurde milder und drückte Mitleid aus. Ich tat als
wollte ich den Urheber der Aufregung fortbringen.

„Warte einmal“, sagte Tante, „mag er vorläufig
hier vor dem Ofen liegen.“

Sie brachte einen alten Fußteppich und legte
den Gast darauf. Dann reichte sie mir einen Topf
und sagte: „Lauf mal in die Hintergasse zu Tante
Liese und bringe für den Armen Milch, ich will
unterdessen prüfen, ob er keine Flöhe hat.“

Bei den letzten Worten, fühlte ich, wie diese
kleinen Bestien unter meinem Pelz ihr Wesen trieben.
Mein Körper juckte, als hätte mich jemand
mit Brennesseln durchgepeitscht.

Als ich wieder in die Stube trat, traute ich meinen
eigenen Augen nicht. Vor mir lag ein abscheuliches
Lebewesen, dessen magerer Körper ganz
nackt war, nur der Kopf und Schwanz waren mit
Haar bedeckt. Es schaute mich mit seinen trüben
Augen an und klopfte freundlich mit der Rute.

„Habe ihn geschoren“, sagte Tante und stellte
Mars eine Tasse mit Milch vor.

Von nun an wurde unsere karge Tagesration in
drei gleiche Teile geschnitten. Nebst dem erhielt
mein vierbeiniger Freund noch zweimal täglich
eine kräftige Fleischsuppe aus Zieselmäusen, die
ich selbst für ihn erbeutete.

Nach einigen Wochen war sein Körper mit glän-
zenden leichtgewellten Haaren bedeckt. Ein alter
Jäger gab mir zu verstehen, dass Mars ein echter ir-
ländischer Setter sei. „Wenn du willst“, meinte er,
„schenke ich dir ein Büchlein, in dem ausführlich
gesagt ist, wie man Jagdhunde abrichtet.“

Es kostete mir nicht viel Mühe, meinen vier-
beinigen Schüler einer Dressur zu unterziehen,
denn er zeigte sich als sehr begabt und scharfsinnig,
wobei ihm sein stark entwickelter Spürsinn
viel nützte. Im sechsmonatigen Alter setzte Mars
durch allerlei Kunststücke die Dorfbewohner in
Staunen.

Sollten Einkäufe gemacht werden, schrieb
meine Tante einen Zettel, legte ihn in einen Korb,
den sie Mars an den Halsriemen band, und rief:
„Schneller in den Laden! Und passe mir auf, dass
du niemand den Korb abgibst.“

Mars verstand sofort den Befehl, denn daran
hatte ich ihn gewöhnt. Lustig wedelte er mit dem
Schwanz und eilte davon.

Von Reihenstehen wusste Mars nichts. Alle
Kunden machten ihm sofort Platz. Er legte seine



Vorderpfoten auf den Verkaufstisch und schaute
mit seinen klugen Augen zu, als prüfe er, ob alles
ehrlich zugehe.

Wollte ihm jemand auf dem Heimweg den
Korb abnehmen, dann fletschte Mars die Zähne
und sträubte das Haar.

Oft ging ich mit den Kindern an den Fluss
baden und fischen. Absichtlich wurde da immer
etwas vergessen. Ich steckte Mars einen Zettel
unter den Halsriemen und schickte ihn zurück. Er
kratze an der Tür und jaulte so lange, bis Tante
unsere Bitte erfüllte.

Einmal trug sich mit Mars eine seltsame Ge-
schichte zu. Wir hatten an jenem Tag beim Krebs-
fangen tüchtiges Glück. Ich wollte meiner Tante
unsere Freude mitteilen und band einige der
Tierchen in ein Tuch ein, mit dem ich Mars nach
Hause schickte.

Die Zeit flog unbemerkt dahin, endlich meinten
die Kinder: „Wo bleibt Mars so lange?“

Wir machten uns auf den Weg, um ihn zu su-
chen. Als wir uns dem Dorfe näherten, sahen wir
ein sehr komisches Bild. Der Hund rannte wie toll
hin und her, sträubte das Haar und bellte, wäh-
rend er den Staub aufwirbelte. Und was glaubt
ihr? Unterwegs hatte sich der Knoten am Tuch
gelöst, und die Krebse waren auseinandergekrab-
belt. Mars wollte diesen Schaden ausbessern,
schleppte die Tierchen eins nach dem anderen auf
das Tuch zurück, aber immer wieder krochen die
auseinander.

Viele Jahre lang war mir Mars ein treuer Freund
und Gehilfe während meiner Jagdausflüge.

Woldemar HERDT
Zeichnung: Internet

Märchen zum Lesen und Nachdenken für die Kleinen

Peter malt den Wind

Der kleine Peter will den Wind malen.
Die Mutter lacht: „O, Peter, den Wind
kann man doch nicht sehen!“

Aber Peter ist schlau. Er malt einen
Drachen hoch in der Luft. Er malt ein Se-
gelboot. Er malt einen Mann, der seinem
Hut nachläuft. Er malt eine Frau mit einem
Regenschirm. Und dort liegt ein Baum auf
der Straße. Und die Wolken dort oben sind
dunkel und dick.

Peter ist fertig mit seinem Bild. „Mutti, schau!“
– „Gut, Peter, das ganze Bild ist voll Wind.“

Der Dachs und der Hamster

Im Frühling, zur Zeit der Schneeschmel-
ze, trat der Fluss über die Ufer. Jeden Augen-
blick konnte der Erdbau, in dem der
Hamster wohnte, überschwemmt werden.

„Zu Hilfe!“, schrie der Hamster verzwei-
felt. Da kam der Dachs gelaufen. Als er den
tosenden, schäumenden Fluss sah, meinte er:
„Tja-a... Schlimm steht deine Sache. Du wirst
wohl umziehen müssen, lieber Nachbar.“

„Wieso denn?“ Der Hamster hob seine
kurzen Vorderpfoten und griff sich an den
Kopf. „Ich... Ich dachte...“

„Du hättest deinen Bau höher graben sol-
len... Doch lass uns erst mal deine Sachen
fortbringen.“

Vor Anstrengung ächzend schleifte der
Dachs einen Sack voll Sachen auf eine trocke-
ne Stelle. Der Hamster läuft neben ihm her.
„Vielen Dank!“, sagt er dabei. „Vielen Dank!“

Der Dachs hat schon den zweiten Sack
hinübergeschleppt, der Hamster aber läuft
bald hierhin, bald dorthin und murmelt nur:
„Ich bin dir so dankbar... so dankbar...“

Da sah der Dachs ihn böse von der Seite
an, wandte sich ab und trotete davon. „Wo-
hin denn?!“, rief der Hamster gekränkt. „Du
wolltest mir doch helfen!“

Der Dachs antwortete nicht, er sah sich nicht
einmal um. Was sollte er auch antworten? Man
hilft gern demjenigen, der auch selber etwas tut.

Der Prahlhans

Der Sommer geht zu Ende. Bald muss man
in die Schule. Die kleinen Tierkinder sitzen
auf einer Waldwiese und zeigen einander die
vielen schönen Sachen für die Schule.

Das Häschen hat eine neue Tasche, das Eich-
hörchen - ein Lesebuch, der kleine Igel - eine Fe-
dertasche und die kleine Maus - einen Farbkasten.

Alle wollen in die Schule, nur der kleine Bär
nicht. „Wozu in die Schule gehen?“, fragt der Bär.
„Ich kann alles und weiß alles auch ohne Schule.“

„Und kannst du das Alphabet?“ - „Und
kannst du lesen?“ - „Und malen?“ - fragen die
Tierkinder den kleinen Bär.

„Und ob!“, prahlt der Bär. „Ich kann alle
Buchstaben lesen.“

„Dann lies uns doch etwas vor“, spricht das
Eichhörchen und gibt dem Bär das Lesebuch.
Der Bär nimmt das Lesebuch und alle Tierkinder
beginnen laut zu lachen. Warum lachten sie den
Bären aus? Er hielt das Buch zwar umgekehrt.

Verfasser unbekannt
Aus dem RF/ZfD-Archiv

Seite vorbereitet von Erna BERG